

Die Russen kommen ...

Die Befreiungskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa 1944/45

Band VI/07

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Ostpreußen

Sowjetische Gewalttaten in Nemmersdorf im Oktober 1944

Erlebnisbericht des Volkssturmmannes K. P. aus Nemmersdorf, Kreis Gumbinnen in Ostpreußen (x001/7-8): >>... Meine Volkssturmkompanie erhielt dann den Befehl, in Nemmersdorf aufzuräumen. Schon kurz vor Nemmersdorf fanden wir schon zerstörtes Flüchtlingsgepäck und umgeworfene Wagen.

In Nemmersdorf selbst fanden wir den geschlossenen Flüchtlingstreck. Alle Wagen waren durch Panzer vollständig zerstört und lagen am Straßenrand oder im Graben. Das Gepäck war geplündert, zerschlagen oder zerrissen, also vollständig vernichtet. Dieser Flüchtlingstreck war aus der Gegend Ebenrode und Gumbinnen. Ich stellte dieses beim Aufräumen fest. Im Straßengraben fand ich ein Männerjackett. Aus der Brusttasche ragte ein Stück weißes Papier heraus. Nicht Neugierde, sondern tiefstes Mitleid mit diesen armen Menschen ließ mir keine Ruhe, nachzusehen, was es war. Es ist gut, daß ich es getan habe.

Es war ein Briefumschlag mit der Aufschrift: Schmiedemeister G., Gumbinnen. In dem Umschlag steckten 5 Zwanzigmarkscheine. Diese steckte ich in den Umschlag zurück in der Hoffnung, daß der Besitzer doch noch einmal zurückkommen würde.

Das ganze Flüchtlingsgut wurde gesammelt und in die Dorfkirche getragen. Am Dorfrand in Richtung Sodehnen - Nemmersdorf steht auf der linken Straßenseite ein großes Gasthaus "Weißer Krug", rechts davon geht eine Straße ab, die zu den umliegenden Gehöften führt. An dem ersten Gehöft, links von dieser Straße, stand ein Leiterwagen. An diesem waren 4 nackte Frauen in gekreuzigter Stellung, durch die Hände genagelt. Hinter dem "Weißen Krug" in Richtung Gumbinnen ... ist ein großes Gasthaus "Roter Krug". An diesem Gasthaus stand längs der Straße eine Scheune. An den beiden Scheuentüren waren je eine Frau, nackt in gekreuzigter Stellung, durch die Hände angenagelt.

Weiter fanden wir dann in den Wohnungen insgesamt 72 Frauen einschließlich Kinder und einen alten Mann von 74 Jahren, die sämtlich tot waren, fast ausschließlich bestialisch ermordet, bis auf nur wenige, die Genickschüsse aufwiesen. Unter den Toten befanden sich auch Kinder im Windelalter, denen mit einem harten Gegenstand der Schädel eingeschlagen war. In einer Stube fanden wir auf einem Sofa in sitzender Stellung eine alte Frau von 84 Jahren vor, die vollkommen erblindet gewesen und bereits tot war. Dieser Toten fehlte der halbe Kopf, der anscheinend mit einer Axt oder Spaten von oben nach dem Hals weggespalten war.

Diese Leichen mußten wir auf den Dorffriedhof tragen, wo sie dann liegenblieben, weil eine ausländische Ärztekommision sich zur Besichtigung der Leichen angemeldet hatte. So lagen diese Leichen dann 3 Tage, ohne daß diese Kommission erschien. Inzwischen kam eine Krankenschwester aus Insterburg, die in Nemmersdorf beheimatet war und hier ihre Eltern suchte. Unter den Ermordeten fand sie ihre Mutter von 72 Jahren und auch ihren alten schwachen Vater von 74 Jahren, der als einziger Mann zu diesen Toten gehörte. Diese Schwester stellte dann fest, daß alle Toten Nemmersdorfer waren.

Am 4. Tag wurden dann die Leichen in zwei Gräbern beigesetzt. Erst am nächsten Tag erschien die Ärztekommision, und die Gräber mußten noch einmal geöffnet werden. ... Einstimmig wurde dann festgestellt, daß sämtliche Frauen wie Mädchen von 8-12 Jahren vergewaltigt waren, auch die blinde Frau von 84 Jahren. Nach der Besichtigung durch die Kommis-

sion wurden die Leichen endgültig beigesetzt.<<

Gewalttaten der Roten Armee nach dem Einmarsch in Rössel am 29. Januar 1945

Erlebnisbericht der E. S. aus der Stadt Rössel in Ostpreußen (x001/100-101): >>In unserer Wohnung und in unserem Geschäft war es nicht zum Aushalten. Deshalb gingen meine Eltern am Montag, dem 29. Januar 1945, in ihr oberes Haus ...

In der unteren Wohnung wohnte die Lehrerin Frl. K. von der höheren Mädchenschule. Meine Eltern haben mit Frl. K. und deren Mutter eng aneinandergedrückt auf dem Boden des Hauses gelegen. Wir blieben verschont. Frau K. im 1. Stock wurde sehr schwer vergewaltigt. Ihre 78-jährige Mutter, die im Sterben lag, wurde aus dem Bett auf die Erde geworfen und blieb dort liegen. Ein 20-jähriges Mädchen wurde in dieser Nacht 20 Mal vergewaltigt. Im Korridor wurde ein Flüchtling aus Goldap erschlagen.

In der Wohnung von Dr. G. tobten die Russen. Sie tranken Schnaps und zerschlugen die Möbel. Dauernd kamen Russen in das Zimmer, drohten, fluchten und gingen wieder. Immer wieder wurde gebetet: "Lieber Heiland, laß uns sterben." Frl. K. flehte Papa um sein Taschenmesser an. Sie wollte erst den anderen, dann sich die Pulsadern aufschneiden. Der liebe Gott würde ihr verzeihen, sagte sie. Papa gab ihr das Messer nicht.

... Meine Eltern legten die sterbende Frau K. auf ein Laken und brachten sie ins Krankenhaus. Die Straßen – (boten) ein Bild des Grauens. Umgekippte Flüchtlingswagen, zertrümmerte Möbel, Scherben, Leichen und Pferdekadaver. ... Das Krankenhaus war voll besetzt. Die Russen dort tranken, ... fluchten und drohten. Der Chefarzt Dr. N. hatte sich versteckt. ... Schwester Theresia von der Pforte sagte: "Nicht sehen lassen, schnell verschwinden. Wir Schwestern wären um ein Haar erschossen worden." Kaum waren wir zu Hause, da holte ein Russe meinen Vater auf den Hof, um ihn zu erschießen, aber ein Rösseler, der polnisch konnte, sagte zu dem russischen Offizier: "Nicht schießen, er ist ein guter Mensch."

Etwa am 20. Februar 1945 kamen feste Verbände nach Rössel. Damit wurden wir (sowjetische) Garnisonstadt. Tag und Nacht wurde geplündert. Die Vergewaltigungen nahmen kein Ende. Viele Frauen ... baten Dr. N ... um Gift. Er gab es nicht. Unter den ... Mißhandelten befanden sich Kinder von 13-14 Jahren, so die 14-jährige Tochter von W. F. und die 13-jährige Tochter von Kaufmann V. M. Meine Freundin E. W. wurde von russischen Soldaten zu ihrer Mutter gebracht, sie konnte vor Schwäche nicht mehr gehen und war lange krank.

Ein Mädels aus der Siedlung konnte die Vergewaltigungen nicht mehr ertragen, nahm Essigsensenz und starb unter furchtbaren Schmerzen. Ein anderes Mädels hängte sich aus den gleichen Gründen auf, eine Flüchtlingsfrau ebenfalls. Wenn ein Russe an der Tür erschien, flohen Frauen und Mädchen durch die Fenster. Meistens umstellten die Russen jedoch die Häuser und holten sich ihre Beute.

Gleich in den ersten Tagen mußten sich die Männer bis zu 50 Jahren melden. Sie wurden verschleppt. Darunter war auch Pater B. Er ist inzwischen verstorben. Später holte man auch die älteren Männer. Einige Namen:

Mein Vater (60 Jahre), Kaufmann K., Fleischermeister J., Fleischermeister N., Kaufmann K., Stadtbaumeister K., Kaufmann H., Postassistent Z., Schlachthofaufseher N., Tischler Hermann O., die Fleischer L. und B., P. (von der Ermländischen Genossenschaft), Bäckermeister P. und seine Frau, Stadthauptkassenrechnungsführer W., Kaufmann H. (im Lager Archangelsk verstorben), Rechtsanwalt D. (70 Jahre, im Lazarett Archangelsk 1. April 45, acht Tage nach Einlieferung verstorben, laut Nachricht von Pfarrer Lic. B. (jetzt englische Zone), Apotheker P. (kam zurück, starb auf der Flucht in Deutschland), Installateur R. (kam zurück), Postobersekretär L. mit drei Töchtern, Polizeiwachtmeister K. mit zwei Töchtern, Tischlermeister Sch. und Tochter, Lehrer B. mit zwei Töchtern, Frau M. (Frau des Bürgermeisters - hatte falschen Paß), Frau F. (Kind oben erwähnt - Vater W. F.), Lilly P., Gertrud K., Frau S. (kam zurück),

Fräulein Maria W. (kam zurück, wohnt heute mit ihrer Mutter in Westfalen), Fräulein Gitta H. (kam zurück, wohnt heute in Westfalen), Frau L., Frau Sch., Tischlermeister D. und zwei Töchter. ...<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Königsberg am 9. April 1945

Erlebnisbericht des Hermann B. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/107-108): >>Am 9. April 1945, morgens zwischen 7.00 und 8.00 Uhr, drangen russische Soldaten in den Luftschutzkeller ... und forderten von uns, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß deutsche Soldaten nicht versteckt und wir nicht bewaffnet waren: "Urri" = Uhren, die sie uns ohne weiteres abnahmen. Mir gelang es hier noch, meine goldene Taschenuhr zu verbergen. Auf Ringe legten diese Soldaten noch keinen Wert.

Unter der Vorspiegelung registriert zu werden, wurden wir in die Augusta-Victoria-Allee geführt, wo schon Bewohner aus anderen Häusern warteten. Ich hatte lediglich eine Ledertasche mit einigen Lebensmitteln, ein Handtuch, Rasierzeug usw. bei mir, andere hatten vorsorglich einen Rucksack oder einen Koffer mitgenommen.

Bei längerem Warten konnten wir beobachten, wie russische Soldaten Koffer und Kästen aus den von uns verlassenen Wohnungen schleppten, die sie z.T. auf bereitstehende Panzer luden. Endlich wurden wir, ohne daß man uns die Gelegenheit gab, noch einmal unsere Wohnung aufzusuchen, unter Bewachung ... in Marsch gesetzt, wobei wir in ein kurzes Feuergefecht gerieten und einige verletzt wurden.

Für die älteren und körperbehinderten Personen war der Marsch über die steile Böschung an der zerstörten Hochbrücke ... bereits recht beschwerlich, zumal manche noch Gepäckstücke tragen mußten. Die Sorge um das Gepäck bzw. deren Last war für die meisten Eigentümer bald erledigt: Es wurde ihnen während des Marsches und der Rast nach und nach geraubt. Ich büßte dabei meinen Ehering ein. ...

So wurden wir, scheinbar ziel- und zwecklos, 2 bis 3 Tage ... hin- und hergeführt. Nachts lagerten wir in Kellern von Ruinengrundstücken oder in verlassenen Häusern auf dem Fußboden, ohne uns bedecken zu können. Die Nachtruhe wurde durch herumstreunende Soldaten, die uns ins Gesicht leuchteten, um Frauen für sich herauszusuchen, mehr oder weniger oft unterbrochen. Der Ruf: "Frau komm", versetzte Frauen und Mädchen in Angst und Schrecken. Widerstand wurde durch rohen Zwang gebrochen.

Die Beraubungen nahmen kein Ende und wurden offiziell fortgesetzt. In einem Gebäude in der Johanniterstraße mußten wir der Reihe nach vor einem Offizier unsere Sachen auf einen Tisch legen. Die für ihn wertvollen Sachen blieben liegen, während er die anderen Dinge mit einer verächtlichen Handbewegung auf den Fußboden warf, wo wir sie aufheben durften. ... Ich mußte meinen Füllfederhalter abgeben. ...<<

Ereignisse und Zustände in Königsberg vom Januar 1945 bis nach der Einnahme der Stadt durch die sowjetischen Truppen im April 1945

Erlebnisbericht der Hausfrau A. F. aus Königsberg in Ostpreußen (x001/126-132): >>Mitte Januar 1945. Erneuter Einbruch der Russen in Ostpreußen. Fliegerangriffe und Bombenabwürfe über Königsberg nehmen zu. Größte Gefahr für Königsberg. Die Personenzüge haben stundenlange Verspätungen. Truppentransporte gehen vor. Die Stadt ist voll von Zivilbevölkerung. Ein großer Teil der Menschen aus der Provinz ist in die Stadt geflüchtet. Von hier aus wollen sie weiter ins Reich. Ein aufregendes Leben und Treiben in den Straßen der Stadt. Die Menschen laufen von einem zum anderen, um zu hören, was der einzelne zu tun gedenkt. Wer ein Telephon hat, erledigt dieses telephonisch.

Die Menschen, die zur Flucht die Eisenbahn noch benutzen konnten und ins Reich kamen, sind vielem aus dem Weg gegangen. Nicht alle Züge erreichten in den letzten Tagen des Janu-

ar noch das Reich. Eine kurze Strecke, und die Züge kamen nicht mehr weiter. Sie fuhren wieder nach Königsberg zurück.

Wer will beschreiben, was sich auf den Bahnhöfen abspielte. Unzählige versuchten nun zu Fuß über das zugefrorene Frische Haff zu gehen. Die Menschen fuhren mit ihren Trecks gleichfalls über das Haff. Die Belastung der Eisdecke war zu groß. Viele fanden in der eiskalten Flut den Tod. Andere gingen über die Nehrung. Trotz Tiefflieger und Bordwaffenbeschuß. Wer kann die Opfer zählen, die allein schon diese Flucht erforderte. In Pillau stauten sich die Menschen, um per Schiff rauszukommen. Auch hier waren die Gefahren und Schwierigkeiten groß. Doch wer kümmerte sich darum, ob das Schiff auf Minen lief oder nicht. Auch hier hatte der nasse Tod eine reiche Ernte.

Ich selbst konnte mich zu einer Flucht nicht entschließen, obwohl ich allein war. Meine 12 und 17 Jahre alten Töchter waren schon seit Anfang November 1944 aus Königsberg draußen. Die älteste Tochter, 20 Jahre alt, verließ Ende Januar 1945 mit ihrer Dienststelle die Stadt. Sie konnte mich auch nicht überreden, doch noch nach Berlin zu fahren. Mein Mann war tot. Ich zog es vor, in der Heimat auszuharren, als Hüter und Wächter unseres Hab und Gutes für meine Kinder, da ich bis jetzt noch mein Heim hatte.

In 14 Tagen hatte der Feind Ostpreußen überrannt, um vor Königsberg nun aufgehalten zu werden. In den letzten Tagen des Januar setzte nun auch die Beschießung der Stadt ein. Tag und Nacht ging das so. Meine Bekannten, die mir gegenüber wohnten, wollten schon nach 2 Nächten dem Beschuß aus dem Wege gehen und bei Bekannten in Metgethen eine Nacht sich ausschlafen.

Ich sollte mit, doch an der Straßenbahnhaltestelle angekommen, entschloß ich mich doch, umzukehren, um nicht bewußt in eine drohende Gefahr zu laufen. Tiefflieger, Aufklärer kreisten unaufhörlich über der Stadt bei dem frostklaren Wetter (20 bis 22 Grad).

Mein Entschluß, zurückzugehen, war richtig. Die Bekannten kamen nicht mehr zurück, sondern wurden in Metgethen von den Russen überrascht und mußten dort Schlimmes erleben. Der Hund kam nach 14 Tagen zurück. Sie selbst wurden verschleppt, der Mann erhängte sich unterwegs.

Ich wohnte am Oberteich. Unsere Straße war durch den ersten Angriff im August 1944 schon ziemlich in Mitleidenschaft gezogen. Unser Haus, ein Doppelhaus mit je zwei Familien, war verschont geblieben und stand zwischen ausgebrannten Ruinen.

Die Einwohner waren alle fort, und ich habe dann ohne Furcht ein paar Nächte ganz allein in meinem Keller geschlafen. Die mir angebotene Gastfreundschaft von Herrn Dr. K. wollte ich noch nicht in Anspruch nehmen. Der Kriegslärm kam immer näher. Das Einschlagen der Geschosse wurde aufdringlicher.

Ob nun das alleinstehende Haus oder die in den Anlagen untergebrachten Geschütze durch Aufklärer ausgemacht waren, kann ich nicht beurteilen. In einer Nacht war ein besonders starker Beschuß. Es hörte sich so an, als ob jedes Geschöß über meinem Dach explodierte. Mit einem Mal (herrschte) ein furchtbarer Krach. Ich überzeugte mich, ob unser Haus etwas abbekommen hatte. Es war nicht der Fall.

Ich blieb bis zum Morgen liegen und stellte dann bei einem Rundgang draußen fest, daß der andere Eingang durch Einschlagen eines schweren Geschosses mit dem Treppenhaus abgerissen war. Jetzt entschloß ich mich doch, die angebotene Gastfreundschaft anzunehmen, und siedelte zunächst mit meinen Betten zu Herrn Dr. K. um. Dieses Haus hatte wunderbare Kellerräume, in denen schon mehrere Personen Unterkunft gefunden hatten, die in ihrem Haus nicht mehr allein sein wollten. Unser ganzes Leben spielte sich in diesen Kellerräumen ab.

Der Ring um Königsberg schloß sich immer enger. Die große Zahl an Zivilbevölkerung in der Stadt war einer großen Gefahr ausgesetzt. Die Partei entschloß sich zu Zwangsevakuierungen, und zwar mit allen Mitteln. Auch die sich weigerten, wurden mit Gewalt gezwungen. Die Ak-

tion in letzter Minute ... hat vielen das Leben gekostet. In den kleinen Fischerdörfern am Frischen Haff zusammengeballt, harrten die Menschen auf den Weitertransport, der nur schleppend unter großen Gefahren und Schwierigkeiten durchgeführt werden konnte. Diese Menschenmassen waren jedem Fliegerangriff, jedem Bordwaffenbeschuß ausgesetzt. Furchtbar war das Elend dieser Menschen.

In der Stadt wurden noch immer Laufgräben ausgehoben, und in den Ruinen die Keller von der Zivilbevölkerung (Männer und Frauen) zur Verteidigung ausgeräumt. Die Lebensmittel gab es weiter auf Karten, was bis zum Schluß beibehalten wurde. Die Rationeu wurden nicht höher, aber der Druck der Partei. ...

Es wurde auch am Tage immer lebensgefährlicher, die notwendigen Gänge und Besorgungen zu erledigen. In den Straßen sah man Soldaten der Division "Großdeutschland", die auch in den verlassenen Wohnungen Quartier bezogen hatten. Sie glaubten anscheinend noch an Deutschlands Sieg, wenigstens sagten sie uns das.

In den Nähstuben versuchte man Kleider und Wäsche für Flüchtlinge und Ausgebombte zu nähen sowie Strümpfe zu stricken. Durch die Zwangsevakuierung kam eine produktive Arbeit kaum zustande. Die Bevölkerung wurde blockweise weiter betreut. Jeder war zur Mitarbeit verpflichtet. Da M. durch Fliegerangriff im August 1944 zum Teil zerstört war und M. sich bis Rothenstein hinzog, war eine Betreuung der Bevölkerung sehr schwierig. In den einzelnen kleinen Häusern waren besonders alte Leute nicht zu bewegen, mit den Nachbarn zusammenzuwohnen. So mußte Haus für Haus und Keller für Keller durchgegangen werden, um die noch verbliebenen Menschen zu erfassen.

Dagegen spielte sich das Leben auf den Hufen ganz anders ab. Die Straßen waren noch ziemlich erhalten geblieben. Die geschlossene Bauweise erforderte nicht die gefahrvolle Betreuung wie in den weit auseinanderliegenden Außenbezirken. Selbst das Einkaufen der Lebensmittel erforderte hier nicht den Weg von einer Viertelstunde und mehr wie bei uns.

(Aber) die Art und Größe der Gefahr war überall die gleiche. Wie oft ging es an einem vorbei oder über den Kopf mit sissssss und klatsch - es war wieder mal gut abgegangen.

Der Volkssturm kam auch zum Einsatz. Daß diese alten Männer, die auch jetzt ihre Pflicht kannten und taten, trotzdem versagen mußten, weiß der, der selbst dabei war oder diese Männer gesehen hat, in was für einem kraftlosen körperlichen und seelischen Zustand sie nach Hause kamen. Jede Anstrengung dieser Männer angesichts des anstürmenden und vorwärtsdrängenden Feindes mußte vergeblich sein. Ebenso jedes Opfer an Leben und Gesundheit.

Immer energischer wurde die Evakuierung durchgeführt. Die Menschen wollten nicht mehr raus, weil ein Abtransport ins Reich aussichtslos war. Sie hielten sich tagelang versteckt, um nicht erfaßt zu werden. Den Blockleitern wurde die Durchführung dieses Befehls nicht leicht gemacht. Ich selbst stand auch unter diesem Druck. Die Versicherung des Ortsgruppenleiters, daß man nur mein Bestes will und ich bestimmt zu meinen Kindern ins Reich komme, konnte mich nicht überzeugen. Es gelang mir, meinen Entschluß, nicht rauszugehen, durchzusetzen. Man verschonte mich mit weiteren Aufforderungen ...

Der Kampf um Königsberg wurde immer dramatischer. Tag und Nacht Fliegerangriffe. Sirenen gingen schon lange keine mehr. Am Brummen der Motoren hörten wir schon den nahen Anflug der Flugzeuge. Am Tag griffen Aufklärer und Tiefflieger mit ihren Bordwaffen an, die auch in die Fenster der Wohnungen schossen. Das Sausen und Einschlagen großer und kleiner Geschosse gefährdeten das Leben von Menschen und Tier.

Wohl waren schon viele Menschen aus Königsberg draußen. Ein oder der andere ist doch noch mit dem Schiff rausgekommen. Wieviel aber das Meer als Tribut von diesen Menschen gefordert hat, ist unfeststellbar.

Durch die Evakuierung war auch unsere Gemeinschaft kleiner geworden. Dank der Gastfreundschaft von Dr. K. und seiner Frau lebten wir in einer wohlthuenden kameradschaftlichen

Verbundenheit. Am Abend saßen wir um unser warmes Öfchen, strickten und nähten und erzählten dabei unsere Erlebnisse des Tages. Die Männer debattierten über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, bis uns Motorengeräusche in den Luftschutzraum trieben.

Schon krachten die Einschläge der Bomben, so daß oft der Boden unter den Füßen erzitterte. Die Nerven waren aufs höchste angespannt, ob und wann das Schicksal uns ereilen würde. Abschuß und Einschuß der Geschosse waren schon deutlich hörbar. Das Knattern der Maschinengewehre ließ erkennen, daß der Feind immer näher kam. Leicht wurde es ihm nicht gemacht. Noch gaben unsere Soldaten ihr Bestes ...

Ende März mußte auch Dr. K. uns verlassen. Er hatte Befehl, mit seiner Praxis nach F. überzusiedeln. Der Abschied von ihm und seiner Frau fiel uns nicht leicht und war uns auch nicht gleichgültig. Wir konnten aber in seinem Haus bleiben. Am gleichen Abend wurde auch mein Haus von Bomben zerstört. Ich selbst war zufällig nicht in meiner Wohnung, auch nicht in der Küche von Dr. K., sonst wäre ich vielleicht heute nicht mehr am Leben. Ein Brand war nicht entstanden, so daß ich noch einige Sachen herausholen konnte. Diese Anstrengung war vergebens. Es ist anders gekommen. Doch bin ich zufrieden, daß Bomben alles vernichteten und nicht ruchlose Hände sich an meinen Sachen vergreifen konnten. Was ich vorher rübergebracht hatte, ist später allerdings restlos in die Hände des Feindes gefallen. –

Wer kann schildern, als die Gefahr immer näher kam, wie man da lebte. Es erübrigt sich auch, da im Reich der Krieg genau so tobte. Die Aussichtslosigkeit einer Rettung und dadurch Wendung unseres Schicksals sah jeder. Trotzdem wollten wir dieses Ende bis zum letzten Augenblick nicht sehen, wie bei einem Sterbenden, der für uns erst dann verloren, wenn der letzte Atemzug getan ist.

In den letzten Tagen wurden auch Flugblätter vom Feind abgeworfen. Man versprach uns die Zusammenführung der Familien, ein geordnetes Leben, die Soldaten sollten die Waffen niederlegen usw. Wie diese Propaganda gehalten worden ist, haben wir später erfahren.

Die Partei tat ihr Letztes, sich der Zivilbevölkerung zu entledigen. In der Nacht vom 7. zum 8. April kam der Parteibefehl, daß die Zivilbevölkerung sofort in Richtung Westen (Juditten) die Stadt zu verlassen hätte. Viele sind auch jetzt noch gegangen. Hofften sie doch noch, Rettung zu finden?

In meinen Augen kam das einem Selbstmord gleich. Der Feind war im Anmarsch vom Westen auf die Stadt, und zwar in unmittelbarer Nähe. Der Kampf aller Waffengattungen hatte im höchsten Einsatz begonnen. Frau Sch. und ich gingen nicht mit. In unserer Straße war sonst kein Mensch mehr. Kurz entschlossen gingen wir zur Ortsgruppe, die in gutgesicherten Bunkern in Ruinen untergebracht war. Dort waren auch die Volkssturmmänner. Der Ortsgruppenleiter wollte uns zuerst nicht annehmen. Doch wir ließen uns nicht abweisen. Wo sollten zwei einzelne Frauen bleiben?

In dieser Hauptverkehrsstraße war die Hölle los. Das ununterbrochene Dröhnen der Stalinorgel, das Sausen der Granaten und Geschosse und Einschlagen derselben, Flieger in der Luft, aufgeregtes Hin und Her der Volkssturmmänner, der Wehrmacht; doch sahen hier die Soldaten die Zwecklosigkeit ihres Kampfes schon ein. Sie waren erbittert über die Partei und deren verantwortliche Männer für unsere Stadt.

Schon vor einiger Zeit hörte ich, daß der Gauleiter nicht mehr in der Stadt, sondern in Neutief bei Pillau wäre. Es war uns klar, daß er sich bei größter Gefahr sofort in Sicherheit begeben würde, ohne sich über unser Schicksal Gewissensbisse zu machen. Uns fünf oder sechs Frauen, die in diesen Bunkern Schutz gesucht hatten, konnte auch dieses Erleben nicht mehr erschüttern. Wir waren mit den Männern dem gleichen Schicksal ausgesetzt, und das verband und verpflichtete zugleich. Lange konnte es nicht mehr dauern, dann war auch unser Schicksal besiegelt.

Am Sonntag, den 8. April, hieß es, die Ortsgruppe, der Volkssturm, wir alle setzen uns ab.

Die Wehrmacht zog sich auch zurück. In dieser Stunde sagte man noch zu mir: "Es wird noch alles gut." Doch zum Absetzen für uns alle kam es nicht. Der Ortsgruppenleiter mit seinen Getreuen zog es vor, allein zu verschwinden. Der Volkssturm mit dem stellvertretenden Ortsgruppenleiter, der es abgelehnt hatte, mitzugehen, und wir Frauen blieben zurück. Ob diesen Prominenten die Absetzung noch gelungen ist, ist mir nicht bekannt. Man sprach von einem unterirdischen Gang, der noch erreicht werden sollte und den Weg zur Rettung sicher erscheinen ließ.

Der stellvertretende Ortsgruppenleiter war zunächst noch für die weitere Verteidigung unserer Stellung. Die Volkssturmmänner waren nicht der gleichen Meinung, und so kam es zu Auseinandersetzungen. Der stellvertretende Ortsgruppenleiter mußte zur Erkenntnis kommen, daß ein Widerstand von seiten dieser paar Volkssturmmänner sinnlos war und ... die eventuellen Opfer umsonst sein würden. Es konnte sich nur noch um wenige Stunden handeln, wo auch wir dem Russen in die Hände fielen. So war es auch. –

Am Morgen des 9. April (es war mein Hochzeitstag) erschienen bei uns die ersten Russen. Wieviel es waren, kann ich bis auf den heutigen Tag nicht sagen. Wir hatten unter uns Frauen auch eine Lettin, die den Russen erklären konnte, warum wir mit den Volkssturmmännern zusammen waren, um nicht als Flintenweiber angesehen zu werden. Als wir auf die Straße kamen, wurde aus den gegenüberliegenden Ruinen geschossen, was aber bald verstummte. Wir wurden abgeführt, nachdem die Männer auf Waffen untersucht waren, und zum Kommandanten gebracht.

Über uns kreisende Flugzeuge wurden von den Russen verständigt, daß sie uns nicht beschossen. Beim Kommandanten angekommen, wurde Volkssturm und Zivil getrennt aufgestellt. Uns schickte man nach Hause, während die Volkssturmmänner behalten wurden. Was aus diesen geworden ist, habe ich bis heute nicht gehört.

Auf dem Weg zu unserer Wohnung hörten wir "Uhri, Uhri" schreien. Ein Russe kam wild auf uns zu, führte uns in eine Seitenstraße und verlangte unsere Uhren, die wir aber nicht mehr hatten. Wir hatten Glück, daß er uns unbelästigt weitergehen ließ. In unsere Straße durften wir nicht rein.

Wir gingen dann zu einem bekannten alten Herrn, doch der Russenposten am Garten ließ mich nicht durch. Ich sah mehrere Leichen im Gang liegen. Ein anderer Bekannter, ... wohnte ein paar Häuser weiter. Hier wollten wir uns niederlassen. Wir Frauen kochten im Keller Mittagessen. Die Männer waren oben geblieben. Die Russen gingen ein und aus und suchten Frauen. Ich hörte später, daß es für uns Frauen nicht ungefährlich war, sich auf der Straße zu zeigen.

Da wir die Gefahr noch nicht kannten, aßen wir unser Mittagessen gemeinsam oben im Eßzimmer. Wir waren gerade fertig, als wieder mehrere Russen erschienen und uns aufforderten, mitzukommen. Unsere Habseligkeiten im Rucksack und in der Tasche nahmen wir mit. In einer Villa wurden wir gesammelt. Hier sah die Sache schon bedrohlicher aus. Man hörte, was den Einzelnen passiert war, und daß auch Frauen schon vergewaltigt waren. Auch hörte ich, daß der bekannte alte Herr erschossen worden war. Man hatte ein kurzes Verhör mit ihm angestellt, dann mußte er zum Laufgraben in seinen Garten gehen und wurde dort durch Genickschuß erschossen. Was wird man mit uns machen? Stecken sie das Haus an und wir müssen alle dabei umkommen? Das Haus wimmelte von Russen.

Endlich hieß es, alles raus. Wegen der starken Beschießung sollten wir in Sicherheit gebracht werden. Die Kapitulation von Königsberg erfolgte ja erst ein paar Tage später.

Der Weg in ein schweres Schicksal begann. Die erste Nacht verbrachten wir in einer zerstörten Kaserne. Nach einer mehr oder weniger aufregenden Nacht ging es weiter. Als wir durch die Fritzen Forst kamen, sahen wir am Wege erschöpfte Menschen, ihrem Schicksal überlassen, sitzen oder liegen. Wir konnten und durften ihnen nicht helfen. Immer weiter ging es,

bis wir nach T. kamen, wo schon viele Deutsche zusammengetrieben waren.

Hier erfolgte die erste Registrierung und Durchsuchung unseres Gepäcks. Nicht alles wanderte wieder in den Rucksack zurück. In verschiedene Gruppen waren wir eingeteilt. Unsere Gruppe wurde nach K. auf Umwegen zurückgeführt.

Die nächste Nacht, als wir in einer Ortschaft, die voll von Russen war, verbringen mußten, war furchtbar für uns Frauen und Mädchen gleich jeden Alters. Was sich hier abgespielt hat, kann nur der erfassen, der Gleiches erlebt hat. Ich war froh, daß ich meine Töchter nicht bei mir hatte. Das Opfer, das so manche Mutter für ihr unschuldiges Kind (10 Jahre und noch jünger) bringen wollte, war ein vergebliches Bemühen. Die Verzweiflungsschreie dieser Kinder, der Mütter oder Eltern gellen mir noch heute in den Ohren. Unsere Männer standen diesen Gewalttaten machtlos gegenüber.-

Am Morgen ging es weiter. Auch unterwegs kamen derlei Unruhen vor. Kommen wir tatsächlich nun nach Königsberg zurück? Noch konnten wir das nicht feststellen. Endlich war es doch so weit. Man führte uns in einen Kasernenkomplex in eine große Halle. Diese war schon gedrängt voll.

Hier sahen wir Frauen und Mädchen, von uns getrennt, zusammenstehen, die einem besonderen Schicksal entgegengingen. Eine Mutter von mehreren kleinen Kindern umgeben, war keine Seltenheit. Aber diese Mütter waren nicht verzweifelt. Die Angst und die Sorge um ihr höchstes Gut ließ diese Verzweiflung nicht aufkommen. Wie mag ihr weiteres Schicksal verlaufen sein? Wieviel mag solch eine Mutter von ihren Kindern verhungern haben sehen?

Nach einigen Stunden kamen wir aus diesen Hallen raus und lagen nun vor dem Kasernentor auf der Straße. Königsberg hatte kapituliert. Ein den ganzen Tag anhaltender Abzug der russischen Truppen aus der Stadt. Der Feind hat schweres und schwerstes Material und Menschen einsetzen müssen, um die Festung einzunehmen.

Bedrückt mußten wir dieses Aufgebot an Feindeskraft an uns vorüberziehen lassen. Das Menschenmaterial waren nicht alte Männer oder Knaben, wie es hieß, sondern vielleicht die Elite-truppe des Feindes. Außer diesen Truppen sprengten im wildesten Galopp auf ihren Panzerverferden die Soldaten durch die Straßen. Fuhrwerke desgleichen im rasenden Tempo.

Am Abend konnten wir nun in die leerstehenden, teilweise zerstörten Wohnungen einziehen. In der Nacht rückten die motorisierten Truppen aus Königsberg ab. Weiter ging es für den Feind in Richtung Pillau. Der Krieg war ja noch nicht zu Ende.

Wir machten uns nun die Wohnungen zur Übernachtung fertig. Dichtgedrängt in einem Raum, ohne Unterschied des Geschlechts, mußten wir hier leben. Unsere Gemeinschaft wurde im Lauf der Zeit eine kameradschaftliche. Einer teilte mit dem anderen das Stück Brot, denn Verpflegung gab es keine.

Hier bekamen wir die ersten Besuche von russischen Soldaten. Die Nacht wurde sehr unruhig. Hilfeschreie gellten von Wohnung zu Wohnung, von Zimmer zu Zimmer. Auch vorbeifahrende Lastautos hielten, die Fahrer drangen in unsere Wohnungen und versetzten uns in Angst und Schrecken. Es kam vor, daß eine junge Mutter mitgenommen wurde ohne Rücksicht, daß das Kind allein blieb.

Abgekocht wurde auf offenen Feuerstellen im Hof. Das "Organisieren" von Kartoffeln, Mehl und dergleichen aus den in der Nähe befindlichen Wohnungen und Kellern begann. Man holte uns zur Arbeit, doch niemand wollte gehen, die Furcht vor Gewalttaten war zu groß.

Die Strapazen, die mangelnde Ernährung, die unruhigen Nächte schwächten die Widerstandskraft des Körpers sehr, so daß wir die ersten Toten zu beklagen hatten. Ruhr war auch ausgebrochen und erzwang ... Todesopfer. Ich selbst erkrankte auch, aber im letzten Augenblick erholte ich mich wieder. Nach 14 Tagen wurden wir aus diesen Wohnungen rausgetrieben. Und zwar schnell, schnell, damit nicht alles geschafft wurde mitzunehmen. Wieder lagen wir auf der Straße, ohne zunächst zu wissen, wohin.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in den Kreis Preußisch Eylau im Februar 1945

Erlebnisbericht der G. B. aus dem Kreis Pogegen im Memelland (x002/154): >>Am Vormittag des 17. Februar 1945 waren dann die Russen da. Was nun innerhalb einer Stunde geschah, kam mir erst später zu Bewußtsein. Unsere letzte Habe, die auf einem Leiterwagen ... war, wurde restlos auf Lastwagen verladen.

Nur was wir an hatten, durften wir behalten. Wir wurden wie Vieh in die Scheune getrieben und später in das nächste Gehöft gebracht. Nun wurden alle Personen vernommen. Es waren Russen, Zivilgefangene, Polen, Franzosen und Deutsche. Dem Weißrussen, der bei uns 4 1/2 Jahre gearbeitet hatte, wurde auch die Uhr genommen. Man wollte ihm auch die Stiefel und die Lederjacke ausziehen; er ließ es sich aber nicht gefallen. Dann fragte man ihn: "Hast du für die Deutschen gearbeitet?" Als er diese Frage mit "Ja" beantwortete, schlug man ihm in das Gesicht. Dem treuen Menschen standen ob dieses Schmach, von seinen eigenen Landsleuten geschlagen zu werden, die Tränen in den Augen.

Nun wurden sämtliche Frauen mit Kindern und Leute über 60 Jahre entlassen und in Richtung Landsberg geschickt. Die Männer, darunter auch mein Mann, der 1940 eine schwere Lungenoperation durchgemacht hatte, wurden alle dort behalten und sollen später in den Ural verschleppt worden sein. Die erste Nacht in Landsberg werde ich nie vergessen. Begannen doch hier die ersten Vergewaltigungen. Ich hielt die Kinder fest an mich gepreßt, in der Hoffnung, so der Drangsal zu entgehen. Ich ließ es darauf ankommen und sagte zu dem Posten, der die Maschinenpistole auf uns gerichtet hielt: "So schieß doch!" Er tat es aber nicht, sondern sagte im guten deutsch: "Du bist ja bekloppt!"

Am anderen Morgen ging es dann in Richtung Korschen weiter. In Eichhorn machten wir halt, denn alle hatten Hunger und froren. Wir suchten ein leeres Haus, um etwas zu kochen. Überall lag zerstörter Hausrat und dergleichen. Die Höfe und Wege standen voller verlassener Flüchtlingswagen. Überall lagen Betten, Wäsche und Lebensmittel umher, die bei der Witterung bald verderben. Und doch haben die Menschen von diesen Lebensmitteln, die neben toten Menschen und Vieh lagen, essen müssen, um ihr Leben zu fristen.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Goldbach im Januar 1945

Erlebnisbericht der Anna B. aus Goldbach, Kreis Mohrungen in Ostpreußen (x002/165-167): >>Am 23. Januar 1945 war die ohnehin schon mit fieberhafter Spannung geladene Atmosphäre auf dem Höhepunkt angelangt. Der Bürgermeister des Dorfes hatte am Vortage angeordnet, daß die Fuhrwerkbesitzer unter Mitnahme sämtlicher Dorfbewohner versuchen sollten, der russischen Umklammerung zu entgehen. Trotz dieser Anordnung waren die Fuhrwerkbesitzer allein losgefahren. Sie hatten alle - das muß zu ihrer Schande festgestellt werden - statt der zurückbleibenden Menschen einen Teil ihrer Habe aufgeladen. Wir Übriggebliebenen waren nun allein dem kommenden Unheil preisgegeben, und mit dem stündlichen Näherrücken des Geschützdonners stieg auch unsere Angst ins Ungemessene.

Durch unser Dorf kamen viele Trecks mit durchgefrorenen, durchnäßten, verängstigten Menschen, die teilweise nicht mehr weiter konnten, denn es herrschte in jenen Tagen ein außerordentlich strenger Frost, verbunden mit heftigen Schneestürmen, wie ich als alte Ostpreußin sie selten erlebt hatte. Es war, als hätte sich auch die Natur gegen uns verschworen. Die Wege waren dick verschneit und teilweise überfroren, und es stiemte (schneite) Tag für Tag unaufhörlich.

Mittags kamen die Goldbacher Trecks zurück. Sie waren wenige Kilometer hinter Goldbach - in Schmach - auf Russen gestoßen. Außerdem war ein Weiterkommen in dem immer schlimmer werdenden Wetter nicht mehr möglich.

Am Nachmittag des 24. Januar hörte ich zum letzten Mal Radio. "Der Feind ist südlich (von)

Mohrungen tief in ostpreußisches Land eingedrungen. Frauen und Kinder sind in Sicherheit," - das waren die letzten Worte, die ich hörte, und sie haben sich tief in mein Gedächtnis eingegraben.

Am Abend des gleichen Tages waren die Russen da. Fast zur gleichen Zeit ... fluteten viele, viele Trecks in das Dorf hinein, die durch die Kämpfe von den Haupt- und Nebenstraßen gedrängt worden waren. Vielleicht war dies unser Glück, weil der einzelne Mensch sich doch leichter verstecken konnte.

Diese erste Nacht unter Russenherrschaft verbrachte ich auf dem Fußboden vor dem Kinderbett meiner Jüngsten, neben der ein russischer Soldat schlief, und es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß ich die ganze Nacht vor Aufregung am ganzen Körper zitterte. ...

In der nun folgenden Zeit herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander.

Die Russen kamen und gingen in unserem Hause, bis sich schließlich – wahrscheinlich zu unserem Glück – ein russischer Stab darin festsetzte. Durch diesen Stab war in unserem Hause ein gewisser Schutz vorhanden. Die Russen nahmen sofort sämtliche Männer gefangen, die auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Auch von den jungen Mädchen und Frauen sind die meisten schon in den ersten Tagen verschleppt worden, darunter befanden sich 13- bis 14jährige Kinder. Ich hatte mir eine Pelzmütze übergezogen, die das halbe Gesicht bedeckte, um dadurch das Aussehen einer alten Frau zu erhalten, was mir in den meisten Fällen auch gelang.

Die Plünderungen setzten gleich am ersten Tage der Russenherrschaft ein. Meine Koffer und Kiste, die ich aus Prostken mitgebracht hatte, wurden gleich, ohne überhaupt erst geöffnet worden zu sein, aufgeladen und weggebracht. Ich muß sagen, daß mich der Verlust meines Eigentums in der ersten Zeit kaum berührte. Wir hatten alle viel mehr Angst vor Verschleppung und Vergewaltigung, so daß wir in unserem halben Traumzustand kaum etwas von den Plünderungen bemerkten.

... Sämtliche Frauen des Dorfes wurden zum "Straßendienst" kommandiert, d.h. sie mußten die Straßen für den russischen Nachschub freihalten, Schnee schippen usw.

Da meine jüngste Tochter schwerkrank war – sie hatte wahrscheinlich Lungenentzündung -, war es mir zunächst gelungen, von diesem Dienst freizukommen. Ich betätigte mich in den ersten Tagen beim Kartoffelschälen. Meine Mutter mußte für die Russen Hühner und Gänse rupfen, ausnehmen usw.

Später mußte auch ich mit den anderen Dorfbewohnern – es waren zum überwiegenden Teil Frauen – an den Straßen Schnee schippen. Da sahen wir russische Autos vorbeifahren, deren Kühler mit Decken bedeckt waren, und Lastwagen, auf denen lachende und singende Soldaten auf Polstersesseln thronen. Uns tat bei diesem Anblick das Herz weh; zumal wir es den Russen deutlich ansehen konnten, daß ihnen der Anblick der schneeschippenden Frauen äußerst wohlthat.

Der Vorteil dieser Arbeit war, daß wir hier unter der Aufsicht von russischen Posten, vor Gewalttaten sicherer waren als zu Hause. Besonders während der ersten Zeit waren Verschleppungen und Gewalttaten an der Tagesordnung, und man war nie sicher, ob man nicht am folgenden Tag von den Kindern gerissen wurde, um den Marsch nach Sibirien anzutreten.

In der ersten Zeit der russischen Herrschaft spielten sich in allen Teilen Ostpreußens viele menschliche Tragödien ab. ... Da war z.B. der Goldbacher Bauernführer, der sein Haus anzündete, weil er lieber verbrennen wollte, als in die Hände der Russen zu fallen. Der 12jährige Sohn konnte sich in letzter Minute durch einen Sprung aus dem Fenster retten: er war furchtbar zugerichtet und lebte noch einen Tag unter den fürchterlichsten Qualen. –

In einem Nachbarort hatte eine Mutter ihre Kinder in den Brunnen geworfen und war dann selbst in den Brunnen gesprungen. ... Von den herzerreißenden Szenen beim Abschied der verschleppten Mütter oder Töchter will ich ganz schweigen, denn diese wiederholten sich

täglich, ja, fast stündlich in allen Variationen.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Rössel am 29. Januar 1945, Verhältnisse bis zur Austreibung im August 1945

Erlebnisbericht der Ruth D. aus der Stadt Rössel in Ostpreußen (x002/173-177): >>Am Sonntag, dem 28. Januar 1945, kam Rössel in die Schußlinie der einbrechenden Front.

Es war uns abgeraten worden, in die Keller zu gehen. Plötzlich war unser Haus, das zum Schluß von Flüchtlingen gewimmelt hatte - von der Straße kamen sie herein, sogar Soldaten, die flehentlich baten, sich aufwärmen zu dürfen - ganz leer. Nur mein Mann, meine 83jährige Mutter, um derentwillen wir nicht flüchten konnten, und ich waren im Keller. Gegen Mittag kam Regierungsrat H. aus Treuburg, dessen Frau seit August 1944 bei uns einquartiert war. Er wurde von 3 Frauen begleitet, die ebenfalls zu Fuß aus Sensburg kamen. Da ein Weitergehen immer gefährlicher wurde, blieben sie und wir richteten uns alle zusammen in unserem kleinen, warmen Heizungskeller ein. Draußen waren schon tagsüber 15° Frost. In der Nacht hörten wir Schüsse, aber nur einige. Mein Mann ging ab und zu auf die Straße und sah brennende Häuser.

Gegen Morgen, es war noch dunkel, kamen die Russen, schlugen die Haustür ein und tobten oben in unseren Zimmern. Die 3 Damen glaubten nun, den Russen sich nicht ausliefern zu können. Es war eine junge Apothekerin mit Mutter und Tante. Sie zog ein Fläschchen Zyankali hervor, und alle 3 nahmen sich trotz unseres Protestes vor unseren Augen, Ellbogen an Ellbogen neben uns sitzend, das Leben. Es war schrecklich. Schließlich kamen 2 Russen nach unten (in den Keller), durchsuchten die Herren und nahmen ihnen die Uhren ab. Mein Mann erklärte ihnen durch Gebärden ... den Freitod der 3 Frauen, die schon nebenan in der Waschküche lagen. Dann verschwanden die Russen, gingen anscheinend fort, andere kamen. Wir hörten ihr Toben, ihr Grölen und das Demolieren der Wohnung.

Als wir ... (später) hinaufgingen, sahen wir furchtbare Verwüstungen. Schließlich räumten wir uns ein Zimmer wohnlich ein, und das Leben schien weiterzugehen. Ständig kamen andere Russen herein, aber da bereits alles durchwühlt war, gingen sie wieder. ...

Wir mußten uns an das veränderte Leben gewöhnen. Es gab weder Wasser noch Licht. Wasser und Kohlen holte man aus Brunnen und Lagern, wobei es einem passieren konnte, daß man entgegenkommenden Russen die Schuhe überlassen mußte, wenn man gerade mit 2 schweren Eimern unterwegs war. Mit russischer Genehmigung wurde ein Arbeitskommando gebildet, das die vielen Toten der Stadt auf dem Kirchhof begrub. Es war viel Schreckliches geschehen. ... Schließlich ging ich sogar wieder auf die Straße, natürlich nur im Schutz meines Mannes, und wir kauften "russisch" ein, denn man wußte ja nicht, was kommen würde.

Am 8. Februar kamen mehrere Rösseler Männer und baten meinen Mann, Kriegsbürgermeister zu werden. Sie brachten es vor den Kommandanten, der sofort meinen Mann zu sich rief. Dort mußte er stundenlang warten. Dann bekam er als einzige Amtshandlung den Auftrag, den Ausweisungsbefehl für die ganze Bevölkerung zu verbreiten. Er haftete mit seinem Kopf dafür, daß kein Einwohner zurückblieb. Mitnehmen durfte man, was man auf Handkarren transportieren konnte. Kein Pferd, kein Auto war erlaubt.

... Schon am Nachmittag begann man, in die bezeichneten Dörfer zu wandern. Rössel sollte Garnisonstandort werden, deshalb sollten alle Deutschen die Stadt verlassen. Natürlich gab es Alte und Kranke, die nicht allein fort konnten. Die Russen holten sie später aus allen Winkeln, transportierten sie mit Autos in die umliegenden Dörfer und legten sie irgendeinem Bauern einfach in die Stube.

Mein Mann und ich schlossen uns bei unserer Austreibung unserem Schwager, Dr. Erich P., an, der mit mehreren Flüchtlingen in das 7 km von Rössel entfernte Dorf Groß Mönisdorf zum Bauern S. ging. Dort wurden wir 23 Personen in 3 Zimmern untergebracht. Unsere beiden

Gebrechlichen, meine Mutter und die hüftkranke Frau des Doktors, wurden mit einem Handwagen mühselig ins Dorf gezogen. ... Mit den wenigen geretteten Sachen suchte man sich einzurichten, aber bald begannen die Plünderungen.

Täglich kamen die Russen in kleinen Trupps, oft 5-11 Gruppen an einem Tag, und stahlen, was sie sahen. Das Gehöft lag frei sichtbar, und immer wieder ging der Ruf: "Russen kommen!" Dann lief alles durcheinander, suchte Verstecke. Die Frauen banden sich Kopftücher um und machten sich alt, und die Belegschaft verteilte sich auf die Zimmer, damit kein Zimmer leer blieb. Dann stahlen die Russen nicht so viel, denn eigentlich war das Plündern verboten.

Besonders schlimm war es, wenn sie des Nachts an der Tür donnerten. Dann leuchteten sie in alle Zimmer. ...

In unserem Gutshaus blieben etwa 50 Personen zurück, größtenteils Flüchtlinge, darunter waren nur 3 Männer, die nicht geholt wurden; der Arzt, der mit primitivsten Mitteln die (Menschen) der Umgebung ... betreute, ein Kunstmaler ... und ein kränklicher Mühlenbesitzer. Die Plünderungen gingen täglich weiter. Die Kühe waren längst fort, bald wurde das letzte Pferd fortgeführt, Hühner und Schweine wurden auf dem Hof erschossen und aufgeladen. Nach vergrabenen Lebensmitteln und anderen Sachen wurde mit Erfolg mit einem langen Spieß oder Degen gesucht. Der letzte Sack Weizenmehl wurde fortgeschleppt, und in den Zimmern wurde täglich geplündert.

Einmal kamen ein paar uns schon bekannte Russen zu Dr. P., ließen sich Tropfen und Tabletten geben, klopfen ihm dann, jovial lachend, auf die Schulter und sagten dann lachend: "Du Doktor, komm rauf!" Sie gingen oben in eine Kammer und dort mußte er den einzigen Anzug, den er besaß, vom Leibe ziehen. Etwas später ging es dem Mühlenbesitzer ebenso. Die Instleute mußten dann mit Kleidungsstücken ihrer Männer aushelfen.

... Am 17. März starb meine alte Mutter, der keine Medizin, ... keine noch so kleine Erleichterung das Sterben erleichtern konnte. Wir begruben sie unter einem Wegkreuz vor dem Gut, nachdem wir sie in einen sauber gescheuerten Kälbertrog, mit Tannen ausgelegt, gebettet hatten. ...

Nun hatte ich Mann und Mutter verloren; jetzt lag mir nichts mehr an meinem Leben, und da fing ich an, meist mit einer alten Frau als Begleitung (ich selbst war auch schon gegen 60 Jahre), nach Rössel zu gehen, um irgend etwas zu holen. Es fehlte uns ja so viel, und wir brachten Salz, Waschmittel, Hausratgegenstände, einmal sogar Pökelfleisch und vielerlei mit.

In Rössel sah es furchtbar aus; alle Häuser mit offenen Türen, ohne Fenster, die Stuben durchwühlt, alle Betten aufgeschlitzt, alle Polster abgerissen. Die Straßen waren durch Deutsche leidlich in Ordnung gehalten; aber auf allen Höfen lagen riesige Haufen von zerbrochenem Hausrat und Unrat.

Wenige Häuser waren von Russen bewohnt. In unserem sonst so schmucken Haus sah es furchtbar aus; alle großen Möbel waren entfernt, der Inhalt lag kniehoch auf dem Boden verschüttet. Brauchbares war kaum noch zu finden. Die Lieferung der Samenhandlung lag auch dort, jedes einzelne Teilchen hatte man extra durchgerissen. Ich sammelte, soviel ich fand, vom Fußboden zusammen. Wir konnten damit dann in Mönsdorf unseren Gemüsegarten bestellen.

Alle brauchbaren Möbel hatten die Russen auf Autos geladen - das deutsche Arbeitskommando mußte einpacken -, und wochenlang sahen wir die Lastautos, die das geraubte Gut über die Chausseen ostwärts fuhren. Ebenso kamen große Rinderherden vorbei. Die armen Tiere verkamen z.T. bei den Transporten. Manchmal durften wir die Kühe an ihren Übernachtungsstätten melken. ... Wenn man Glück hatte, bekam man dort etwas Magermilch. Oft schütteten sie die Magermilch vor den Augen der wartenden Frauen auf den Hof: "Nicht für deutsche Schweine!"

Wenn ich nach Rössel ging, das von Russen wimmelte, passierte mir nie etwas. Meinen Wintermantel, der noch gut war, hatte ich mit Flickern und Stopfen getarnt. Öfters hatte ich verschiedene Schuhe an, denn mein einziges Paar durfte ich keiner Gefahr aussetzen. Die Russen ließen uns meist vorbei, oder sie bedrohten uns mal mit dem Gewehrkolben. Einmal nahmen sie uns einen Rucksack fort.

Später mußten die Deutschen die Wohnungen aufräumen. Ich war noch einmal in unserem Haus. Eine dort bedienende Deutsche ließ mich ein. Es standen fremde, von überall zusammengeholte Möbel drin, denn dort wohnten die Offiziere der russischen Kommandantur, die 2 Häuser weiter in einem Gasthaus untergebracht war. Über der Tür hing in einem großen Goldrahmen, in dem einst ein Ölbild des väterlichen Gutshofes meines Mannes gesteckt hatte, ein Bild von Stalin. Unser Hausrat lag in großen Haufen links und rechts in den Gärten.

Unsere Frauen ... wurden fast täglich von Arbeitskommandos zur Feldarbeit geholt; wer über 55 Jahre war, mußte nicht mit. Im Sommer gab es trotz 12- bis 14stündiger Arbeitszeit sehr wenig ... zu essen. Auf unsere Anfragen bei den Russen, die oft am Tisch bei uns saßen, was aus uns werden würde, bekamen wir stets ausweichende Antworten. Die Lebensmittel stahl man uns und Lebensmittelzuteilungen gab es nicht. Was sollte aus uns werden? Die Felder wurden kaum bestellt. Sie standen voller Unkraut.

Nach Rössel waren nun schon Polen gekommen, die sich mit den Russen öffentlich verbrüdeten; trotzdem war der Haß der Polen auf die Russen groß, denn das Land, das man ihnen nun freigab, war völlig ausgeplündert, die Städte demoliert, die Höfe von jeglichem toten und lebendigen Inventar geplündert. Der Pole war genauso arm wie wir.<<

Ereignisse nach dem sowjetischen Einmarsch in Westpreußen

Mißhandlungen durch sowjetische Soldaten in Elbing

Erlebnisbericht der E. O. aus Elbing in Westpreußen (x001/62-64): >>Am 29. Januar 1945 morgens 6.30 Uhr kam ich in Gefangenschaft. Sofort bei Begegnung mit russischen Soldaten wurden mir meine Stiefel und Mantel ausgezogen. In meinem Kinderwagen hatte ich meine Tochter Christa, 15 Monate alt, und meinen Sohn Horst, 7 ½ Jahre alt, an der Hand. Die ganze Richthofenstraße wurde mit Männern, Frauen und Kindern zusammengetrieben.

Ein Zug von etwa 1.500 Menschen wurde jetzt in die Bahnhofshalle gejagt und blieb dort unter vollem Beschuß der Artillerie bis nach Mittag um 4 Uhr. Hier wurden wir gemustert nach Alter und Geschlecht, indem man uns den Mund aufriß und nach den Zähnen schaute wie bei einer Pferdemusterung. Die Männer wurden fast alle abtransportiert. Niemand hat sie jemals wiedergesehen.

Übrig blieben Frauen und junge Mädchen ab 15 Jahren. Hier beginnt schon die Vergewaltigung der weiblichen Jugend. Auf offenem Bahnhofplatz sah ich, wie ein junges Mädchen H. N., 15 Jahre alt, aus Elbing-Trettinkenhof von russischen Soldaten vergewaltigt wurde. Die Mutter dieser H. N. verteidigte ihre Tochter, weil die russischen Soldaten sie immer wieder gebrauchten, und besiegelte ihr Leben für den Mut und den Kampf nach zwei Tagen mit dem Tode. ... Bei der Musterung wurden uns alle Wertsachen: Trauringe, Uhren, Sparbücher und Wertpapiere abgenommen.

Nach geraumer Zeit wurden wir in Richtung Tannenberger Allee abgeführt und in Behelfsheimen untergebracht. Der Krieg tobte weiter. Auf dieser Tannenberger Allee marschierten die russischen Nachschubtruppen und wurden in unmittelbarer Nähe der Behelfsheimen vorübergehend untergebracht. Wir wurden jetzt noch einmal gemustert und nach Alter sortiert. Ich war damals 39 Jahre alt. Ein Zimmer von diesen Behelfsheimen war für die Vergewaltigungen hergerichtet, die nun erfolgen sollten. Zuerst kamen die jüngeren Frauen dran, ich erst gegen Morgen und wurde gleich von drei russischen Soldaten gebraucht.

Diese Vergewaltigungen wiederholten sich täglich zweimal, jedesmal mehrere Soldaten, bis zum 7. Tag. Der 7. Tag war mein schrecklichster Tag, ich wurde abends geholt und morgens entlassen. ... Ich konnte nicht mehr laufen und nicht liegen. Dann folgten noch 3 dieser schrecklichen Tage ... Dann waren wir nach Ansicht der russischen Soldaten fertig und wurden nackt aus diesem Höllenraum herausgejagt. Andere Frauen traten an unsere Stelle. Eine ältere Frau gab mir eine Decke.

Diese Scheußlichkeiten wurden im Beisein von 10 Frauen und oft auch im Beisein der eigenen Kinder durchgeführt. Meinen beiden Kindern blieb jedoch dieses erspart. In diesen schrecklichen Tagen erhielten wir kein Essen, sondern nur Alkohol und Zigaretten.

Danach mußten wir zur Unkenntlichkeit gemarterten Frauen uns sammeln und wurden auf den Todesmarsch nach der 21 km entfernten Stadt Preußisch-Holland gesetzt. Man muß überlegen, daß wir keine Schuhe mehr an den Füßen hatten. Wir haben uns Sackklappen um die Füße gebunden, und ich nahm ein Kind auf den Arm und das andere an die Hand. Unter Begleitung russischer Soldaten wurden wir vorwärts getrieben.

Auf diesem Todesmarsch warfen die russischen Soldaten laufend kleinere ... Sprengkörper in den Zug. Ich mußte zusehen, wie Herr K. aus Elbing-Trettinkenhof tödlich verletzt wurde, desgleichen die Tochter des Beamten Herrn N. an einer solchen Kopfverletzung starb. Die Getroffenen mußten liegen bleiben und der ganze Zug darüber laufen. Wer nicht sofort tot war, bekam von einem Trupp russischer Soldaten, der dem Zug folgte, den Genickschuß, wir nannten es den Gnadenschuß.

Ich kann bestätigen, daß das Ehepaar J. aus Elbing nach zwei Tagen ... Marsch nach Elbing – Preußisch Holland nicht mehr mitlaufen konnte, sie setzten sich an den Straßenrand, und am

nächsten Tag, als wir zurückmarschierten, überzeugte ich mich, daß die Eheleute durch Genickschuß von ihren Leiden erlöst waren.

Essen gaben sie uns nicht, wir sollten kaputt gehen, das war der Zweck dieses Marsches. Er dauerte 14 Tage. Von 800 Menschen, meist Frauen und Kinder (einige alte Männer waren auch dabei), waren bei der Auflösung des Zuges kaum noch 200 Menschen am Leben. Die Toten lagen am Straßenrand oder im Straßengraben.

Nach 14 Tagen wurde der Rest dieses Zuges aufgelöst, und die Menschen flohen in alle Richtungen auseinander. Die russische Armee zog nach Norden auf Danzig zu. Ich zog mit meinen Kindern wieder nach Elbing und fand noch meine Wohnung vor, außer meinen demolierten Möbeln war fast nichts mehr vorhanden, alles war ausgeraubt. Die noch heilen Möbel wurden dann nach und nach von Polen geraubt.

Gegessen habe ich in dieser Zeit mit meinen Kindern Kartoffelschalen und von den Krautstengeln die Nachwuchsblätter. Meine kleine Christa bekam Hungertyphus. Mein Horst und ich bekamen ganz dicke Leiber. Ich war dem Wahnsinn nahe.

Da ich nun vollständig kaputt war an Leib und Seele, hatte ich in Zukunft vor diesen Scheußlichkeiten Ruhe. Später wollte man mir meinen Sohn Horst wegnehmen; um ihn zu behalten, wurde ich noch einmal gebraucht. Dann kam das Verbot, Frauen zu vergewaltigen. Dann konnte man sich wehren, aber es war zu spät. Ich und viele Tausend Frauen waren kaputt bis auf den heutigen Tag, und niemand half uns.

In diesem Zustand besorgte ich mir einen kleinen Handwagen und treckte mit meinen Kindern zu Fuß von Elbing bis Weyer/Oberlahnkreis. Zweimal konnte ich auf dieser Reise die Bahn kurze Strecken benutzen. Bei Grenzübertritt in die englische Zone bei Helmstedt verhielten sich die englischen Soldaten mir und meinen Kindern gegenüber sehr anständig.

Kurz vor meinem Ziel verließ mich mein Geist und Verstand. Ich wurde noch rechtzeitig besinnungslos aus der Lahn gezogen.<<

Zusammentreffen mit sowjetischen Truppen in Ostpommern

Erlebnisbericht der Frida V. aus Dambitzen, Kreis Elbing in Westpreußen (x001/273-274):

>>... Der Vormarsch der Russen war inzwischen über Schneidemühl und Stargard soweit gelungen, daß ich nicht mehr über Stettin nach Westen konnte, zumal mein Lastzug weg war und ich mit den Meinen bewegungsunfähig war.

Im letzten Augenblick holte ich mir meinen Lastzug in Lauenburg, konnte aber nicht mehr nach Danzig durchbrechen, da die Russen uns bei Neustadt überflügelten. Wir wurden restlos unseres Eigentums beraubt und ausgeplündert. In fußhohem Schnee bei starkem Frost gelang es uns, in einer Tannenschonung uns zu verbergen.

Nach drei Tagen und Nächten erklärten die Frauen, nicht länger im Wald der Kinder wegen bleiben zu können, und so mußten wir auf die von Russen bevölkerte Chaussee. Es blieb uns kein anderer Weg, als zurück nach Occalitz. Ein Bauer aus dem Kreis Pr. Holland, der meinen Mann kannte und auch denselben Weg hatte, nahm meine Schwiegertochter und die Kinder auf seinen Wagen.

In jedem Dorf wurden wir von den Russen mehrfach angehalten, durchsucht, und immer wieder fanden sie etwas, was sie zu brauchen glaubten, so auch unsere Kleider und Mäntel. Im dritten Dorf wurde mein Mann gefangen genommen und abgeführt. Mein Mann konnte mir nur noch zurufen: "Geht nach Occalitz zurück!"

Wir sind dann mit dem Bauern aus Pr. Holland weitergefahren. Auf dem Wagen lag die Tochter des Bauern, die die Russen während der Fahrt und beim Halten in den Dörfern mehrfach vergewaltigt hatten, und ihr, als sie sich wehren wollte, in den Rücken geschossen hatten. Der Mutter der Schwerverwundeten, die ihrer Tochter zu Hilfe kommen wollte, wurde durch die Hand geschossen. Meine Schwiegertochter und die Frau eines Danziger Kaufmanns, die sich

uns angeschlossen hatte, wurden während der Fahrt von aufspringenden, jungen, russischen Soldaten mehrfach vergewaltigt und das in Gegenwart der sterbenden jungen Frau, der erwachsenen Tochter der älteren Danziger Dame und der anderen Personen. -

In Occalitz konnten wir nicht auf den Gutshof, da dort die Russen hausten. Wir fuhren deshalb nach der ca. 1 km entfernten Revierförsterei, wo wir den alten Revierförster T. mit Frau und zwei verheirateten Töchtern und deren Kindern sowie eine Menge Flüchtlinge und Frauen und Mädchen aus dem Dorf antrafen.

Die Russen erschienen jeden Abend, holten sich mehrfach eine Anzahl Frauen und Mädchen bis zu den jüngsten herunter, die mehrfach täglich geschändet wurden. Am vierten Tag erschienen plötzlich vier deutsche versprengte Soldaten, die sich Lebensmittel holten und sich verbergen wollten. Unglücklicherweise kam zur gleichen Zeit eine russische Patrouille, die einen der Deutschen sofort erschoss und die anderen gefangen nahm. Nun wurden die Russen noch rabiater, und die zahlreichen Frauen und Mädchen waren vor Angst vor den Gewalttaten der Russen halb irrsinnig. Ein Teil der jüngeren Frauen und Mädchen begingen bereits Selbstmord.

Dem Revierförster wurde, da er sich nach Ansicht der Russen stark spionageverdächtig gezeigt habe, mit Räumung des Hauses und Schlimmerem gedroht, so daß er alle Anwesenden aufforderte, die Försterei zu verlassen, zumal er und seine Familie beschlossen hätten, in den Tod zu gehen. Die eine Tochter, eine Ärztin, habe sich bereits mit ihren beiden Kindern vergiftet. Wer sich erschießen lassen wolle, für den sei eine Kugel auch da. Andernfalls müsse das Haus sofort geräumt werden.

Es sind in der Försterei allein 62 Menschen von dem Gut und Dorf Occalitz daraufhin durch Ertränken in dem See, durch Erschießen durch den Revierförster T., durch Gift und durch Erhängen in den Tod gegangen. Zwei alte, überlebende Frauen, die Frau des Schmiedemeisters und des Treckerführers des Gutes haben meinem Mann erzählt, daß sie ein Massengrab hätten graben und die Toten beerdigen müssen, daher konnten sie meinem Mann, als er nach seiner Entlassung aus dem russischen GPU nach Occalitz kam, um nach uns zu forschen, sagen, daß wir nicht, wie ihm im Nachbarort gesagt worden war, in der Försterei umgekommen wären.

Wir hatten sofort nach der Aufforderung T.'s mit zwei Damen aus Ostpreußen zusammen, einer Frau Sch. und ihrer Mutter, nebst einer kleinen Nichte die Försterei verlassen, um aus dem Bereich des Schreckens zu kommen.<<

Eroberung der Festung Danzig durch sowjetische Truppen Ende März 1945 und Gewalttaten nach dem Einmarsch der Roten Armee

Erlebnisbericht der Brigitte P. aus Danzig-Langfuhr in Westpreußen (x001/302-305): >>Es war am 27. März 1945 gegen 3 Uhr früh. Eine unheimliche Stille lag über Langfuhr. Wir hatten etwa drei Wochen nur im Keller gehaust und warteten, äußerlich ruhig und gefaßt, aber im Innern furchtbar erregt, auf die erste Begegnung mit den Russen. Wir spürten, daß sie an diesem Morgen kommen würde. Ich schaute ängstlich die Straße entlang und sah weit hinten den ersten russischen Panzer die Bahnhofstraße herunterkommen. Diese Nachricht ließ die Leute im Keller noch aufgeregter werden.

Und dann war es soweit. Erste Durchsuchungen der Keller. Uns geschah nichts, man suchte nur nach versteckten Soldaten und Waffen. In Abständen kamen immer andere Soldaten in die Keller. Wir wurden etwas froher, denn uns geschah ja nichts. Wir trauten uns nun, da es heller wurde, zum ersten Mal auf die Straße. Außer vorbeifahrenden Panzern sah man nichts, die Front war nun in Richtung Danzig und von dort hörte man das Dröhnen der Geschütze.

Ich besah mir unser Haus, es war auf der Straßenseite recht demoliert, denn ein großes Geschöß der Schiffsartillerie war vor etwa vier Tagen genau vor unserem Haus mitten auf der

Straße eingeschlagen. Durch die Splitterwirkung wurde unser Haus sehr mitgenommen. Immerhin, die Zimmer unserer Wohnung waren einigermaßen erhalten. Wir waren Gott dankbar, daß nun der Krieg bei uns vorbei war.

Es mochte so gegen 8 Uhr morgens des tragischen 27. März gewesen sein. Wir begannen gerade, befreit aufzuatmen, als die ersten Panjewagen in unserer Straße hielten. Und ehe wir recht begriffen, gingen 10, 20, 30 plündernde Russen durch Haus und Keller. Alle Einwohner flüchteten aus ihren Wohnungen wieder zurück in die Keller. Was sich nun vor unseren Augen auftrat, läßt sich kaum beschreiben.

Unzählige Horden von Russen zogen raubend, plündernd, singend durch die Keller, alle waren betrunken. Sinnlos warfen sie Eingemachtes von den Regalen herunter, zerschnitten sie Betten, Wäsche, Kleider, zerschlugen sie Kisten, Koffer und Schränke. Was ihnen gefiel, schleppten sie auf ihre Wagen, alles andere wurde zertreten, zerrissen, verwüstet. Koffer, Taschen und Rucksäcke wurden uns aus den Händen gerissen; Uhren, Ringe und Schmuck hatte längst keiner mehr. Verzweifelt, hilflos, verloren sahen wir dem Werk der Zerstörung zu.

Und dann begann für die Mädchen und Frauen die furchtbarste Zeit. ... Als ich sah, wie unter Schreien und Weinen die Frauen in einen Keller gezerrt wurden, flüchtete ich auf den Hof. Hier wimmelte es von Russen, Pferden und Wagen. Die Garagen waren erbrochen, Fahrräder und Autos herausgeholt, jede Ecke, jeder Winkel wurde durchstöbert. Alles wurde zerschlagen und zerbrochen oder weggeschleppt.

Im Nu war ich umringt von diesen Horden, ich sah keinen Ausweg, es gab einfach nirgends ein Versteck für mich. Hilflos jagte ich hin und her, überall verfolgt. Und dann sah ich eine der Grauen Schwestern, die im Nachbarhause eine kleine Kapelle und ein Altersheim hatten. Sie nahm mich mit, versah mich mit einem langen Mantel und versteckte mich bei den Alten aus dem Heim. Nur selten drangen in diesen Keller Russen ein, mit Lampen leuchteten sie die Alten an und gingen dann meist. Wir beteten hier laut und inbrünstig, stundenlang. Vielleicht würde ein Wunder geschehen, und wir würden befreit werden.

Als es Nacht geworden war, mußten wir den Keller verlassen und uns im Kellerausgang aufhalten. Meine Mutter hatte mich inzwischen dort gefunden. Sie hatte mich mit alten Decken und Kisten zugedeckt, und sich schützend vor mich gestellt. Es kam eine grausame Nacht. Stundenlang hörte ich aus dem Keller die Hilfeschreie der Frauen, Mädchen und Grauen Schwestern. Unentwegt schoben sich die Russen den Kellerausgang entlang, immer neue Opfer suchend. Meine Mutter wich nicht von mir, obgleich sie gestoßen und geschlagen wurde. Nur ihr habe ich zu verdanken, daß ich nicht gefunden wurde.

Gegen 5 Uhr früh wurde es endlich ruhiger. Die Russen waren schlafen gegangen, und ich wagte mich aus meinem Versteck. Die stickige Kellerluft trieb uns ins Freie. Ein unvergeßliches Bild bot sich uns: Unser Haus war ein Feuermeer! Ergriffen, verstört, ja, verständnislos sahen wir in die Glut. (Es dauerte) nur Augenblicke, dann begannen wir trotz der ungeheuren Hitze, die uns entgegenstrahlte, vor Kälte zu zittern. Wir gingen zurück in den Keller.

Später begann auch das Schwesternhaus zu brennen. Die Russen vertrieben uns aus der kleinen Kapelle, in der wir auf unser Ende warten wollten. Im Nu waren wir ein endloser Menschenzug, der sich vorwärts wälzte, begleitet von Russen, die mit Schießen und Brüllen zur Eile antrieben. Alle Männer wurden aus dem Zug herausgesucht. Sie wurden gesammelt und später in Lager gebracht. So waren wir nur noch Frauen, Kinder und Greise.

Ich hatte weder einen Rucksack noch eine Tasche oder irgendwelches Gepäck, so wie ich aus unserer Wohnung davongeeilt war, über dem Kleid eine Schürze und dann den alten, langen Mantel, den mir die Schwester gegeben hatte, so zog ich mit meiner Mutter in diesem Elendszug mit. Viele der Flüchtenden schleppten noch einige Habseligkeiten mit, welche sie aber von Zeit zu Zeit fortwarfen, weil sie zu schwer wurden.

Je länger wir gingen, desto mehr schrien die Kinder und blieben Greise liegen, von den

Russen getreten und geschlagen. Wir zogen oft nur durch brennende Straßen. Es sah so aus, als ob manche Straßenzüge vorsätzlich angesteckt worden waren, denn die Häuser brannten gleichmäßig und zur gleichen Zeit. Ich sah auch Kabelschnüre, die von Haus zu Haus gezogen waren.

Wir kamen bis Oliva, dann ging's nicht weiter, und es hieß: "Zurück!" Es kamen immer mehr Menschen hinzu, Tausende waren es. Bis zur Dunkelheit wanderten wir auf unbekanntem Pfaden durch Wälder. An uns vorbei rollten Geschütze und Panzer. Es fing an zu regnen. Vielleicht war es 23 Uhr, keiner von uns hatte ja eine Uhr.

Wir mußten uns auf der Stelle niederlegen. Der Waldboden war naß und kalt, jedoch keiner widersetzte sich. Dann kamen unzählige Russen, unsere Begleitposten. Sie traten über unsere Körper und suchten mit Lampen ihre Opfer aus. Schreie gellten durch die Nacht, wenn die Frauen zum Lagerfeuer gezerrt wurden. Zwischendurch schossen die Russen in die Luft, wenn sie sich wehrten. Ich wurde wie durch ein Wunder wieder nicht entdeckt, obgleich die Stiefel der Russen (manchmal) auf meinen Kopf und meine Arme drückten. ...

Ich weiß nicht, wieviel Tage dieser Marsch gedauert hat, uns schien er eine Ewigkeit zu dauern. Immer mehr Frauen, Kinder und Alte blieben liegen, immer wieder kamen Lastautos, in welche junge Mädchen hineingestoßen wurden, um sie für Sibirien zu sammeln. Grausam waren die hilflosen Schreie dieser Mädchen. Hätte ich nicht von meiner Nachbarin ein ganz kleines, 2 Wochen altes Kind getragen, wäre ich sicherlich auch dabeigewesen.

Unvergeßlich blieb für uns der Moment, als wir uns vor einer Reihe Stalinorgeln aufstellen mußten und diese dann plötzlich losdonnerten. Man quälte und peinigte uns, wo es nur ging.

... Dann wurden wir ohne Bewachung weitergeschickt. Es hieß: "Nach Hause!" Bis zum Dunkelwerden wanderten wir. In einer Scheune legten wir uns nieder. Aber auch hier fanden wir keine Ruhe, Russen kamen und suchten Frauen und Mädchen heraus. Unsere Hilfeschreie erstarben in der endlosen Verlassenheit. Es gab nirgends Schutz oder Rettung. ...

Wir kamen ... nach Oliva zurück und blieben eine Woche in irgendeinem Keller, der stockfinster und bereits überfüllt war. ... Ich blieb wieder verschont, da ich mich tagsüber in einem Kohlenkeller unter den Kohlen versteckt hielt. In der letzten Nacht fand man mich. Meine Mutter versuchte mit letzten Kräften den Russen von mir abzubringen, dafür schlug und würgte er sie. Dann ging er, um noch einen Kameraden zu holen. In der Zwischenzeit flohen wir aus dem Keller.

Auf dem Wege nach Langfuhr wurde ich von einer Streife angehalten, von meiner Mutter fortgerissen und mit etwa 30 anderen Mädchen in einen Keller gesperrt. 2 Tage blieben wir dort. Hunger, Durst und Kälte quälten uns. Sitzen konnten wir nicht, da der Keller voller Kohlen und ganz finster war. In der 2. Nacht wurden wir von einem NKWD-Offizier einzeln verhört. Je nach den Aussagen kam man in besondere Keller. Ich war nahe dem Zusammenbrechen, und konnte kaum auf die Fragen antworten. Aufgrund meiner körperlichen Verfassung kam ich am anderen Morgen mit 5 anderen Mädchen frei. Die anderen sollen später nach Sibirien gekommen sein. ...

Auf dem Weg nach Hause wurde ich öfters zum Schuttaufräumen herangezogen.

Mit Aufbietung der letzten Kräfte gelangte ich ... zu Bekannten. Hier war das Haus voller Russen. Die Bekannten brachten mich auf den Boden, wo ein Pole bereits seine Braut, eine Berlinerin, versteckt hielt. Er versuchte jedesmal, die Russen von einer Durchsuchung des Bodens abzulenken. Meistens gelang es aber nicht, und wir mußten auf das völlig abgedeckte Dach klettern, wo ich dann 2 Nächte zubrachte.

Die Sorge um meine Mutter trieb mich dann nach Hause. Was ich von unseren 3 Häusern vorfand, waren nur noch ausgebrannte Ruinen. ... Meine Mutter fand ich in der Baumbachallee in einem Keller. 2 Wochen mußte ich mich noch versteckt halten, dann wurde das Vergewaltigen und Plündern verboten. Aber nun kamen die Polen, sie setzten das grausame Spiel fort.<<

Zusammentreffen mit den sowjetischen Truppen in Pommern und Rückkehr in die Heimat

Erlebnisbericht des Landwirts Artur U. aus Zandersfelde, Kreis Marienwerder in Westpreußen (x001/333-335): >>In Schönwalde, Pommern, zwischen der Ostsee und dem Garder-See,

wurde unser Treck, der mit 52 Wagen am 22. Januar 1945 auf behördliche Anordnung geflüchtet war, von russischer Kavallerie am 11. März überrascht.

Der russische Offizier gab seinen Mannschaften die Erlaubnis zum Plündern. Die russischen Soldaten schlugen die Kisten und Kasten mit ihren Bajonetten und Gewehrkolben auf, warfen alles von den Wagen und plünderten und raubten alles, was ihnen mitnehmerswert erschien. Der Ortsbauernführer und Gemeindevorsteher Otto K. und der Bauer Artur K., beide Führer unseres Trecks, wurden zum Erschießen in das nächste Dorf Wobesde abgeführt. Hierauf mußte ich die Führung des Trecks übernehmen. Ein großer Teil unserer Pferde war uns geraubt worden, so daß der Treck mehrere Wagen zurücklassen mußte. Mit den restlichen Wagen durften wir um ca. 16 Uhr den Weg nach Hause antreten.

Als wir durch Wobesde kamen, wurde Artur K. gerade aus einem Haus herausgeführt, als ich dort vorbeikam. Er rief mir zu: "Artur, grüße meine Frau und Kinder, ich werde erschossen." Fräulein L., Wirtschaftlerin des Bauern Julius W. aus Morainen bei Christburg, Kreis Stuhm, Westpreußen (letzterer war Schwager des Artur K.), die in Wobesde im Quartier war, hat beide am nächsten Tag beim Ausgang des Dorfes aufgefunden.

Bei der Weiterfahrt unseres Trecks wurden uns immer wieder Pferde ausgespannt und Fuhrwerke geraubt, ebenso die Wagen durchwühlt und geplündert. Käthe K. und das Hausmädchen von Frau P. wurden von russischen Soldaten von den Wagen gezerrt und in den nächsten Häusern vergewaltigt.

In Krussen, 15 km südlich von Stolp, wurden am 13. März 1945 zwölf Personen unseres Trecks im Alter von 15 bis 30 Jahren von den Russen festgenommen und, wie sich später herausstellte, nach Sibirien verschleppt. ... Von diesen 12 Personen sind Helene G., Gert A. und Ilse K. in Sibirien an Unterernährung, großen Strapazen, Fleckfieber und Typhus verstorben; der Rest ist, an Leib und Seele ruiniert, zurückgekehrt.

Bei der Weiterfahrt unseres Trecks haben einige unserer polnischen Kutscher, teils heimlich, teils mit Gewalt, mehrere unserer Wagen geraubt und sind davongefahren.

Unsere größte Sorge galt unseren jungen Frauen und Mädchen, wenn wir in Quartiere gehen mußten in Dörfern, die von Russen besetzt waren. Musternd empfangen sie uns und wiesen uns gerne in die Quartiere ein, um sich nachts beim Schein ihrer Taschenlampen ihre Opfer auszusuchen und sie zu vergewaltigen. Sie scheuten auch nicht davor zurück, ein 13-jähriges Mädchen unseres Trecks, N. N., zwischen ihrem 11-jährigen Bruder und ihrer Mutter auf dem gemeinsamen Schlaflager zu vergewaltigen ...

Ein anderes Mal wurde eine Nachbarin, Frau N. N., von russischen Soldaten an den Füßen von unserm gemeinsamen Schlaflager in die nebenan gelegene Küche gezerrt. Nach längerer Zeit kam sie ganz gebrochen zurück und erzählte uns, daß sie von mehreren Russen vergewaltigt worden sei.

Zu unserem Treck gehörte schließlich nur noch ein kleiner Wagen mit einem kleinen schwachen Pferd bespannt. Wir hofften, dies Fuhrwerk ... behalten zu können, doch auch dieses letzte Gefährt wurde uns in Neukrug, ca. 18 km nordwestlich von Schöneck, von Polen mit Hilfe eines russischen Postens geraubt. Als wir die Polen baten, uns das Fuhrwerk zu belassen, da eine 80-jährige Frau nicht mehr gehen könne, sagten sie: "Die kann im Chaussee-graben verrecken."

Hier in Neukrug wurde unsere älteste Tochter, Frau Ilse W., und Fräulein Martha W. am 29. März 1945 von den Russen geraubt und in das Lager Oliva bei Danzig verschleppt, wo bereits

ca. 500 Personen waren. Meine Tochter wurde, weil sie sehr schwächlich und krank war, entlassen; ebenso war Fräulein W. wegen Krankheit entlassen worden. Was mit den andern ca. 500 Personen des Lagers geschah, haben wir nicht erfahren.

Von Neukrug marschierten wir zu Fuß weiter und kamen bis Pogutken, 10 km westlich von Schöneck. Hier wurden wir von der polnischen Miliz am 30. März 1945 festgehalten und auf Anordnung des dortigen polnischen Amtsvorstehers in die ca. 3 km entfernt liegende Gemeinde Jeseritz abgeführt, in der Schule einquartiert und den polnischen Bauern zur Arbeit zugeteilt.

Wir Flüchtlinge mußten uns täglich bei dem polnischen Kommandanten der Miliz melden und auf dem Rücken ein Hakenkreuz aus weißem Stoff tragen. Nachdem wir ca. drei Wochen bei den polnischen Bauern gearbeitet hatten, kamen wir in das vorher von russischem Militär besetzt gewesene, ca. 2 km entfernt liegende Lager Kletschkau, angeblich wegen Partisanengefahr.

Die Polen befürchteten, wir könnten uns nachts mit den Partisanen verständigen, die sich angeblich in den Wäldern aufhielten. Auch von diesem Lager aus wurden wir teils zu polnischen Bauern, teils zu einem russischen Pferdekommando zur Arbeitsleistung zugeteilt. Abends mußten wir immer wieder ins Lager zurückkehren und wurden dort von Posten bewacht. Die Verpflegung im Lager war sehr schlecht.

Etwa am 1. Mai 1945 bekam der polnische Amtsvorsteher von seiner vorgesetzten Behörde die Anweisung, sämtliche Lager bis zum 3. Mai 1945 von deutschen Flüchtlingen zu räumen und sie in die Heimatdörfer zu entlassen. Wir erhielten Ausweispapiere und kamen, zwar auch noch mehrmals durchsucht und beraubt, am 5. Mai 1945 in Zandersfelde, unserem Heimatort, an.<<

Einmarsch der sowjetischen Truppen in Elbing im Februar 1945, polnische Verwaltungsübernahme ab Mai 1945

Erlebnisbericht der Dora M. aus der Stadt Elbing in Westpreußen (x002/447-452): >>Am 9. Februar 1945 erreichten die Russen unseren Stadtteil ... in meiner Heimatstadt Elbing. Nachdem die furchtbaren Kämpfe vorüber waren, glaubten wir, aufatmen zu können und ahnten noch nicht, daß erst jetzt die viel größeren Schrecken über uns kommen würden.

Kaum hatten uns die ersten Russen in unserem kleinen, selbstgebauten Bunker ... entdeckt, begannen sie, uns auszuplündern. Uhren, Schmuck, alle Wertgegenstände wurden uns abgenommen. Das berührte uns aber wenig, denn wir waren nach dem tagelangen Beschuß unseres Stadtteiles total erschöpft und ausgehungert, da wir den Bunker während dieser Zeit nicht verlassen konnten. Unser Wohnhaus war längst abgebrannt.

Ein betrunkenener Russe verlangte Schnaps von uns, den wir natürlich nicht hatten. Voller Wut darüber nahm er eine Handgranate und warf sie in den Bunker, der unweigerlich mit uns 18 Personen in die Luft geflogen wäre, wenn nicht ... gerade ein Wassereimer am Bunkereingang gestanden hätte. In diesen Wassereimer fiel die Handgranate. Es zischte, der Bunker war voller Rauch und so wurden nur die verletzt, die in der Nähe des Bunkereingangs saßen. Zwei von ihnen wurden schwer verletzt. Sie wurden von den Russen später erschossen. ... Sie wurden einfach erschossen, weil sie nicht mehr die Kraft besaßen, weiter zu gehen, als wir anschließend wie Vieh herausgetrieben wurden. So begann der Leidensweg für viele, viele Tausende von Menschen, alt und jung.

Von allen Straßen, aus allen Häusern wurden die Menschen zusammengetrieben und im Gefängnis oder in anderen öffentlichen Gebäuden eingesperrt. Wir z.B. wurden in die Bergschule getrieben und mußten dort die Nacht verbringen. Es war grauenvoll. Zusammengepfercht lag alles neben- und aufeinander, alles erschöpfte, ausgehungerte Menschen. Einige aßen noch etwas, die meisten hatten aber nichts, denn man hatte ja keine Gelegenheit gehabt, sich noch

etwas zu beschaffen.

Noch glaubten wir, vielmehr hofften wir, daß das bald vorüber sein würde und wir wieder in die Häuser zurückgeschickt würden. Man hatte uns schon "warmes Essen" versprochen! Welch ein Hohn, wie lange sollten die meisten von uns das nicht mehr sehen, viele gar nicht mehr. Das Gejammer der Kleinen und Großen, die Hunger und Durst hatten, und der eigene Hunger waren schon unerträglich. Wenn ich an die vielen weinenden Kinder und an meine eigenen zwei- und dreijährigen Kinder denke, dann packt mich heute noch das Grauen. Es gibt wohl nichts herzerreißenderes, als die Kinder vor Hunger weinen zu sehen.

Und dann begann wohl das Schlimmste, was uns Frauen zustoßen konnte. Es war entsetzlich, als wir das Unfaßbare erkannten. ... (Sie) kamen ohne Unterbrechung, leuchteten mit ihren Laternen in dem Raum umher und nahmen sich eine nach der anderen. Es gab keine Hilfe. Und es gab wohl kaum eine Frau, der dieses Schicksal ... erspart geblieben ist, auch ich bin ihm nicht entgangen. Meine armen Schwestern ... und die vielen, vielen Frauen und Mädchen, die sich fügen mußten, wenn sie nicht erschossen werden wollten. Sofern sich jemand weigerte, mitzugehen, wurde die Pistole gezeigt. So verlief die erste Nacht der "Befreiung" durch die Russen. ...

Am frühen Morgen wurde die ganze Menschenmasse zur Stadt hinaus getrieben. Frauen und Kinder in großen Trupps, ebenso Männer gesondert. Das war der Morgen des 10. Februar, der für alle Zeiten in mein Gedächtnis eingegraben ist. Ich sehe heute noch alles vor mir, was damals geschah. Die herzerreißenden Szenen, die sich dort abspielten, kann man (fast) nicht wiedergeben. Meine beiden Schwestern im Alter von 16 und 26 Jahren, die meine damals schwerkranke Mutter geführt hatten, wurden von ihrer Seite gerissen. Wie konnten wir ahnen, daß wir sie niemals wiedersehen würden, ebenso meinen Vater, der weiter hinten in der Reihe der zusammengetriebenen Männer stand.

Erst viel später ... haben wir durch zurückgekehrte Freunde und Bekannte von dem Leidensweg unserer armen Toten erfahren. Einige von ihnen, die mit ihnen in Sibirien waren, konnten uns nur noch mitteilen, daß sie alle starben, besser gesagt verendeten. Die zu Skeletten abgemagerten Toten wurden laut Bericht nackt in Massengräbern verscharrt. Was diese Armen erleiden mußten, kann wohl keiner ermessen.

Ich selbst entging der Verschleppung, weil ich meine beiden Kinder fest umklammert hielt, als die Russen an mir zerrten. Es war ein Glückszufall; denn auch das war kein Hindernisgrund. Wieviele Mütter wurden von der Seite ihrer Kinder gerissen.

Eine junge Mutter, die mir ihren Kinderwagen überließ, nachdem sie ihren verhungerten Säugling im Kissen an den Straßenrand gelegt hatte, damit ich mein schwerkrankes, halbverhungertes 1 1/2jähriges Mädchen hineinlegen konnte - es starb ein Jahr später an Hungerskorbut -, wurde in demselben Augenblick von den Russen mitgezerrt. Sie rief wie alle noch nach ihrer Mutter, die ihr zu Hilfe eilen wollte, aber mit Kolbenstößen wurde auch sie weggetrieben. Alle diese jungen, blühenden Menschen, die da weinend und klagend standen, andere auch vollkommen apathisch, sich kaum noch aufrecht haltend, werde ich mein Lebtag nicht vergessen können.

Nachdem sie alle jungen Mädchen und Frauen unseres Trupps herausgerissen hatten, wurden wir ... in die brennende Stadt zurückgetrieben. Es gelang uns, bis in die Stadtmitte zu kommen, wo ich im Wohnhaus meiner Freundin Edith K. ... eine Unterkunft fand. ... In diesem Haus wohnten viele Leute. Wir lebten in den nächsten Wochen zunächst in den Kellern unter den denkbar primitivsten Verhältnissen, schutzlos, rechtlos, der Brutalität und Willkür der Russen Tag und Nacht ausgesetzt. Die andauernden Plünderungen berührten uns gar nicht mehr, aber die anhaltende Angst vor immer neuen Vergewaltigungen lähmte uns vollkommen.

...

Die Verschleppungen hielten an, täglich hörte man die Hilfeschreie der Frauen, die von über-

all weggeholt wurden. Viele wurden während der Suche nach Nahrungsmitteln verschleppt, man war darauf angewiesen, sich etwas Eßbares aus den leerstehenden Kellern und Wohnungen zu suchen. Andere wurden beim Wasserholen festgenommen. ... Ich selbst lebte immer in Todesangst, denn der Gedanke, von den Kindern weggerissen zu werden, war wohl das Schlimmste, was einem zustoßen konnte. Und der Gefahr, verschleppt zu werden, war man immer und überall ausgesetzt.

... Es war Karfreitag - Sie hatten eine besondere Vorliebe, solche und ähnliche Feiertage oder Sonntage auszuwählen -, als unsere Straße plötzlich abgeriegelt wurde. Es pfiff und schrie von allen Seiten, und innerhalb weniger Minuten waren alle Häuser sowie Gärten umstellt. An ein Entkommen war also nicht zu denken. Alle Häuser wurden vom Boden bis zum Keller durchsucht. Es gelang mir, mich in letzter Minute in einem - schon für diesen Zweck hergerichteten - Versteck zu verkriechen, denn es war nicht das erste Mal.

Dort wartete ich zitternd und halb von Sinnen, ob es mich diesmal ereilen würde, aber es ging auch diesmal an mir vorüber. Aus unserem Haus allein wurden 4 Frauen (darunter auch eine Mutter von kleinen Kindern) mitgenommen. Ich sah ... einen langen Zug von Frauen und Mädchen mitten auf der Straße, weinend und klagend, einige mit Bündeln bepackt, andere mit Decken und wieder andere nicht einmal mit Mänteln bekleidet. Und es war kalt. Diesen traurigen Zug werde ich ... nicht vergessen. Mit den Gewehrkolben der rohen Kerle wurden sie vorangetrieben. ...

Dann kam der 20. April, auch solch ein Schreckenstag. Schon vorher erreichten uns alle möglichen Gerüchte. Aber der Tag verlief ruhig und wir waren zuversichtlicher und legten uns schlafen. Allerdings in Kleidern, denn anders kannten wir keine Ruhe mehr. Im Ernstfall mußte man wenigstens angekleidet sein.

Und dann wurde es doch eine schlimme Nacht. 7 große Brände habe ich allein in dieser Nacht gesehen. Das Haus war plötzlich wieder voller Russen. Trotzdem wir die Haustüren mit Brettern vernagelt und auf jede nur mögliche Weise verrammelt hatten, waren sie plötzlich da, und diesmal gelang es auch mir nicht, mich zu verstecken. Todmüde und ausgehungert, wie man schon war, fehlte es an Kräften, sich auch noch zu wehren und aufzulehnen. Es regnete in Strömen, als wir Frauen - die Kinder zurücklassend - alle herausgetrieben wurden, bis auf einige alte Leute, darunter auch meine Mutter.

So blieb mir dieser eine Trost, daß meine beiden kleinen Kinder wenigstens in der Obhut meiner Mutter zurückblieben. Sie waren durch den Lärm wach geworden und schrien fürchterlich und riefen nach mir, während die Russen schon an mir zertritten. Damals glaubte ich nicht, daß ich noch einmal zurückkommen würde.

Es war furchtbar und läßt sich in Worten nicht wiedergeben, ... wie sie uns in dieser Nacht quälten. ... Sie trieben uns an mehreren Brandstellen vorüber, an jeder Brandstelle einen Trupp zurücklassend. Wir waren ein langer Zug, aus einem ganzen Stadtteil zusammengeholt. Und man wunderte sich, daß überhaupt immer noch so viele da waren.

Ich selbst befand mich in einem Trupp, der in der Petristraße zurückbleiben mußte. Es brannte dort ein großes Haus, und wir mußten uns dicht davor aufstellen. Einmal der strömende Regen, zum andern die hohen Flammen, das Knistern, die unerträgliche Hitze, die Todesangst, daß das Haus über uns zusammenstürzen könnte.

Plötzlich schrien die Russen, wir würden abgezählt, jeder zehnte sollte vortreten, die sollten erschossen werden, weil die Deutschen diese Brände ... gelegt hätten! Welch ein Wahnsinn, als ob es auch nur ein Deutscher gewagt hätte, nachts die Straße zu betreten, er wäre unweigerlich von den Streifen erschossen worden.

Während diese Bestien zählten, schossen andere über unsere Köpfe hinweg, es pfiff und knallte überall, und es entstand ein wirres Durcheinander. Wir versuchten wegzulaufen, aber das war natürlich aussichtslos, denn die Russen hatten uns sofort umzingelt. Dieses Grinsen von

ihnen, diese teuflischen Fratzen, sehe ich noch heute vor mir. So weideten sie sich an unserer Todesangst, wußten sie doch, daß wir hilflos waren.

Dann stießen sie uns plötzlich mit ihren Gewehrkolben und riefen, wir sollten laufen, sonst würden wir noch alle erschossen. Wir sind dann - so schwach wir schon waren - um unser Leben gelaufen, bis wir uns in der Dunkelheit etwas sicherer fühlten. ... Von diesen und ähnlichen Erlebnissen war man im Laufe der Monate vollkommen zermürbt und abgestumpft.

Unter Führung einer deutschen Kommunistin und deren Mann, die sich wohl mit mehreren Russen angefreundet haben mußten, wurden wir gezwungen, die vielen, noch in allen Straßen, Häusern und Kellern herumliegenden, toten deutschen Soldaten zu beerdigen, d.h. zu verscharren. Ich wäre heute noch in der Lage, überall dort hinzugehen, wo wir sie begraben haben. Es war streng verboten, irgendwelche Papiere zu sichern. Nicht einmal diesen letzten Dienst durften wir diesen Armen erweisen.

Wievielen ... Wartenden hätte man Nachricht geben können. Ich besitze heute noch ein kleines Soldatengebetbuch – leider ohne Namen – das ich an mich nahm, als wir dabei waren, wieder einige Soldaten menschenunwürdig zu begraben. Man befahl uns, einen Pferdekadaver mit ihnen zu verscharren. Man war manchmal halb ohnmächtig vor Mitleid mit diesen Toten und deren Angehörigen, die man nicht einmal kannte.

... In dem Hof der Pestalozzischule haben wir etwa 25 Soldaten zur Ruhe gebettet. Diese armen Soldaten waren alle schwer verwundet gewesen und lagen im Keller der Schule, die als Hilfslazarett eingerichtet gewesen sein muß, wie im Todeskampf teils umklammert, teils über- und nebeneinander. Es war entsetzlich anzusehen.

Manche trugen untrügliche Zeichen von Verstümmelung und Erschießung. Es packt mich heute noch das Grauen, wenn ich das Bild vor mir sehe, diese Blutlachen. ... Sie alle waren von den Russen bestialisch ermordet worden.

Im Mai 1945 siedelten sich die ersten Polen in Elbing an. ... Die Plünderungen und Mißhandlungen bei Tag und Nacht nahmen zu. Die sog. "Miliz" war der reinste Schrecken für die restliche deutsche Bevölkerung. Fast alle deutschen Familien wurden aus ihren Wohnungen auf die Straße gesetzt, erst einmal und dann immer wieder, sobald man sich wieder notdürftig eingerichtet hatte und die Polen dahinter kamen. Auf diese Weise verschaffte sich - mit wenigen Ausnahmen - die ganze künftige polnische Bevölkerung ihre Wohnungen! ...

Diese Evakuierungen waren der Miliz immer ein willkommener Vorwand, die gehetzten und verängstigten Deutschen völlig auszuplündern, da sie "von Amts wegen" diese Evakuierungen zu überwachen hatten. Innerhalb weniger Minuten - je nach Laune der "Beauftragten" - mußte man seine Wohnung verlassen, uns erging es nicht anders. Wer es wagte, sich aufzulehnen, wurde mit Schlägen herausgetrieben. Wie oft bin ich Zeuge solcher Vorgänge gewesen!

Die Mißhandlungen, denen man nun ausgesetzt war, waren nicht weniger grausam als die, die wir bis dahin von den Russen zu erdulden hatten. Sogar aus den Gottesdiensten wurden besonders die jüngeren Frauen oftmals herausgeschleppt. Man mußte Kartoffeln schälen, Wohnungen und Kasernen reinigen. ... So blieben viele tagelang weg, ohne daß die Angehörigen etwas über den Verbleib der Betroffenen zu hören bekamen. Aus Angst vor diesen Vorgängen blieb man dem Gottesdienst fern, denn die Angst vor Verschleppungen war nach wie vor groß, wußte man doch nie, ob man jemals zurückkam. ... Ich habe damals viele Leidensgenossen gesehen, die zerschlagen und zerschunden herumliefen, es war ein trauriges Bild, und nur zu oft mußte man mit den Tränen kämpfen.

Mir gelang es im Juni, neben einigen wenigen deutschen Frauen, eine Stelle in der Stadtverwaltung, Abteilung Einwohnermeldeamt für Deutsche, zu bekommen. ... Es war für mich ein besonderer Glücksfall, denn im allgemeinen wurden Bürostellen nicht an Deutsche vergeben.

Die Bezahlung für den 9-Stunden-Tag war äußerst gering. Man bekam 10 Zloty pro Tag, das entsprach dem Wert einer Streichholzsachtel. Es war also unmöglich, davon zu leben. ...

Während dieser Zeit habe ich viel Elend und Jammer erfahren. (Wer kannte) die vielen Tausenden, von denen jeder ein eigenes Schicksal zu beklagen hatte. Wieviele Tote, Erschossene und Verschleppte wurden beklagt. Wieviele Kinder verkamen buchstäblich, da man ihnen die Mutter genommen und den Vater erschossen hatte.

Dazu kam der zunehmende Hunger, der alle quälte, denn es gab ja, seit die Russen die Stadt besetzten, weder eine Brotzuteilung noch sonstige Lebensmittel. Die Möglichkeit, sich Lebensmittel zu ertauschen, wurde immer geringer, da die Plünderungen kein Ende nahmen. Somit wurde manch einem auch das Letzte genommen, und er war dem Hunger preisgegeben. Wohl gaben die Polen im Laufe des Sommers Brotkarten aus, auf die man wöchentlich etwa 100 g Brot kaufen konnte. Das war alles. Und wie viele Alte, Schwache und Kranke konnten nicht einmal das kaufen, da sie kein polnisches Geld besaßen. Sie verhungerten und gingen langsam zugrunde.

Wieviele Tote wurden täglich gemeldet. Die Sterblichkeitsziffer der Kinder war geradezu erschütternd. Meine kleine Tochter starb ein halbes Jahr später genauso an Hungerskorbut wie unzählige Kleinstkinder schon damals im Sommer 1945 in Elbing. Man denke daran, daß die Kleinen seit der Besetzung nie einen Tropfen Milch bekamen, noch sonst etwas. ...<<